

Balduin Groller

DETEKTIV DAGOBERTS

**Taten und Abenteuer
Dritter Band**



Balduin Groller

Detektiv Dagoberts Taten und Abenteuer

Dritter Band

Philipp Reclam jun.
1910-1912

Inhaltsverzeichnis

Der Kasseneinbruch	7
Der schreckliche Brief	30
Eine teure Depesche	54

Der Kasseneinbruch

Es war am Dienstag nach Pfingsten. Grumbachs hatten wieder einmal ihren alten Hausfreund Dagobert bei Tisch zu Gast. Das war kein Ausnahmefall, da es sich regelmäßig wöchentlich zweimal ereignete. Die Uhr schlug eben ein Viertel nach sechs, man war schon beim Nachtschiff und unterhielt sich über die Vorkommnisse der Feiertage, als der Diener Herr Kienast, den Hauptkassierer der *A. B. B.* meldete, der den gnädigen Herrn unverzüglich in einer höchst dringlichen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Alle Welt in Wien, den Diener dieses Hauses natürlich nicht ausgenommen, wusste, was die drei Buchstaben zu bedeuten hatten, und so war es leicht verständlich, dass man der Kürze halber beim Sprechen und beim Schreiben sich lieber mit ihnen begnügte, als sich mit dem umständlichen Titel *Allgemeine Bauunternehmensbank* abzumühen. Herr Andreas Grumbach, der bekannte Präsident des Klubs der Industriellen, war zugleich auch Präsident dieser Bank. Sein Freund Dagobert Trostler, der gediente Lebeamant, der große Musikfreund und Amateurdetektiv aus Passion, hatte ihm zuliebe eine Verwaltungsratsstelle bei derselben Bank angenommen.

Frau Violet, die liebenswürdige Gattin Grumbachs, die in dieser kleinen Tischgesellschaft – außer ihr waren nur noch die beiden genannten Herren und sonst niemand anwesend – den Vorsitz führte, war über die ganz ungewohnte Meldung nicht wenig erschrocken und erteilte, bevor noch der Hausherr das Wort ergreifen konnte, den Befehl, den gemeldeten Herrn sofort eintreten zu lassen.

Der Hauptkassierer, ein älterer Herr mit einem rötlichen, schon stark angegrauten Vollbart und wasserblauen, mit goldgeränderter Brille bewaffneten Augen, ließ auf den ersten Anblick seine große Aufregung erkennen, und zu dieser gesellte sich dann die sichtliche Verlegenheit. Er hatte es offenbar sehr eilig und sehr dringlich und wusste doch nicht, ob er reden solle und dürfe. In

seiner Verwirrung versuchte er es durch Blicke und Mienenspiel zu verstehen zu geben, dass er eigentlich mit dem Herrn Präsidenten unter vier Augen zu sprechen hätte.

»Was ist denn geschehen, Herr Kienast?«, fragte Herr Grumbach, nun schon selbst aufgeregt durch den Anblick seines aufgeregten Hauptkassierers.

»Herr Präsident, wenn ich bitten dürfte.«

»Ist ein Unglück geschehen?«

»Es ist ein Unglück geschehen, Herr Präsident, und wenn ich bitten dürfte.«

»Ein Unglück – in der Bank und – geschäftlicher Natur?«

»Jawohl, Herr Präsident, in der Bank und geschäftlicher Art. Wenn ich bitten dürfte.«

»Sie möchten mit mir allein sprechen?«

»Wenn ich bitten dürfte!«

»Es hätte keinen Zweck, Herr Kienast. Setzen Sie sich nur ruhig her zu uns und erzählen Sie. Meiner Frau müsste ich es dann doch wieder erzählen, und was Freund Dagobert betrifft, so gehört er ja zum Verwaltungsrat, wird also doch alles erfahren müssen. Ich lege sogar Wert darauf, dass er von vornherein alles wisse. Was also ist geschehen? Hoffentlich wird es nicht gleich den Kopf kosten!«

»Herr Präsident, es ist bei uns eingebrochen worden!«

»Sie wollen doch hoffentlich nicht sagen, dass man in unseren Kassenraum eingedrungen ist?«

»Allerdings – in den Kassenraum ...«

Grumbach schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Das war der Mühe wert, sich in Unkosten zu stürzen!«, rief er erregt. »Vor noch nicht einem Jahr legen wir achtzigtausend Kronen an, um uns einen unterirdischen feuer- und einbruchsicheren gepanzerten Kassenraum herstellen zu lassen, damit wir doch ruhig schlafen können, und bei der ersten besten Gelegenheit spazieren die Einbrecher hinein, so gemütlich wie in ein Kaffeehaus und tragen uns das Geld weg. Wieviel ist denn geraubt worden?«

»Herr Präsident – ich weiß es noch nicht!«

»Sie wissen es nicht? Herr, so fassen Sie sich doch und erzählen Sie endlich!«

»Wie ich heute Morgen in die Bank komme, finde ich nach den beiden Feiertagen, und weil Ultimo vor der Tür ist, viel Arbeit vor. Ich erledige alles glatt im Laufe des Tages und begeben mich nach Kassenschluss kurz vor sechs Uhr hinunter zum Tresor, um wie gewöhnlich die tagsüber eingelaufenen Effekten und Barbeträge unter sicheren Verschluss zu bringen.«

»Sie sind doch nicht allein gegangen?«, fragte Dagobert dazwischen.

»Natürlich nicht, Herr Verwaltungsrat. In meiner Begleitung war der Oberbuchhalter Herr Höllerl, der die Gegensperre hat.«

»Weiter!«

»Schon wie ich die Tür aufschließe, übersehe ich mit einem Blick das ganze Unglück.«

»Wieso denn?«, forschte Dagobert weiter. »In dem Raum ist es doch stockfinster!«

»Das ist es ja eben! Alle elektrischen Lampen waren aufgedreht. Die Einbrecher hatten bei elektrischer Beleuchtung gearbeitet und hatten sich bei ihrem Abzug nicht mehr die Mühe genommen, das Licht abzdrehen. So sah ich auf den ersten Blick, dass die Kasse für die Barbestände – das ist die Kleinste von allen – aufgebrochen war.«

»Wieviel ist gestohlen worden?«, fragte Herr Grumbach noch einmal.

»Ich weiß es nicht, Herr Präsident«, stöhnte der arme Hauptkassierer.

»Was heißt das – Sie wissen es nicht?! Sie sind unser Hauptkassierer. Sie sehen eine Kasse aufgebrochen und Sie interessieren sich nicht im Geringsten dafür, wieviel man aus ihr entwendet hat!«

»Verzeihung, Herr Präsident! Als wir, Herr Höllerl und ich, das Unglück übersahen, da beratschlagten wir, was nun zu tun sei,

und kamen zu dem Schluss, dass wir den Raum nicht betreten dürften, bevor der Herr Präsident verständigt oder die etwa anzuordnende behördliche Lokalaugenscheinaufnahme vorgenommen worden sei.«

»Es wäre Ihre Pflicht gewesen, sich über die Schadenhöhe sofort zu vergewissern«, ließ sich der Präsident sehr ungnädig vernehmen.

Da legte sich aber Dagobert ins Mittel: »Rege dich nicht noch unnütz auf, Grumbach. Ich glaube, dass die Herren vollkommen richtig gehandelt haben. Es ist für die Untersuchung immer besser, wenn ihr der erste Eindruck durch keinerlei Zufälligkeit getrübt worden ist. Sie soll ihre Arbeit auf jungfräulichem Boden beginnen können. Über die Schadenhöhe brauchen wir uns nicht erst die Köpfe zu zerbrechen. Wissen Sie ungefähr, Herr Kienast, wieviel Sie in Ihrer Kasse hatten?«

»Das weiß ich ganz genau, Herr Verwaltungsrat. Ich hatte die Gehälter und Löhne und alle sonstigen Fälligkeiten pro ultimo zu rechtgemacht, im Ganzen 164 000 Kronen.«

»Dann kommen wir auf die Schadenziffer: 164 000 Kronen. Nichts kann einfacher sein. Wenn ich eine Kasse aufbreche, in der sich nur bares Geld befindet, dann räume ich gründlich aus und lasse keine Reste zurück.«

»Es ist allerdings anzunehmen«, gab Grumbach zu, »dass auch die Einbrecher nicht so dumm gewesen sind. Nun aber wollen wir doch rasch hinfahren und uns die Bescherung ansehen. Ich bin nur froh, dass wir Freund Dagobert gleich bei der Hand haben.«

»So werden wir das nicht machen, lieber Grumbach«, sagte Dagobert nach einiger Überlegung. »Die A. B. B. ist eine zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichtete Anstalt. Wir dürfen uns also da nicht einen Formfehler zuschulden kommen lassen, nur weil ich zufällig von einer Privatpassion besessen bin. Wir hätten allerdings unzweifelhaft das Recht, uns die Bescherung erst einmal zu besehen. Die Geschichte geht uns ja nahe genug an, und wir sind die Hausherren, aber korrekter ist es doch, wenn wir, wie die Din-

ge einmal nun liegen, der löblichen Polizei den Vortritt lassen. Darum, Herr Kienast, werden Sie sich jetzt unverzüglich auf die Kriminalabteilung der Polizeidirektion verfügen, nehmen Sie meinen Wagen, der vor dem Hause steht, und werden mit einer schönen Empfehlung von mir meinen Freund, den Oberkommissar Dr. Weinlich bitten, am Schauplatz der Tat zu erscheinen. Sie können gleich direkt mit ihm hinfahren. Grumbach und ich werden inzwischen schon zur Stelle sein und Sie am Haustor erwarten. Ist dir das so recht, Grumbach?«

»Vollkommen.«

Der Hauptkassierer tat, wie ihm geheißen, und Grumbach ging hinaus, um Befehl zu erteilen, dass sofort angespannt werde. Diese Gelegenheit benutzte Frau Violet, um Dagobert zu bitten, er möge es doch bei ihrem Mann durchsetzen, dass sie zu dieser Expedition mitgenommen werde. Es interessiere sie ganz ungemein, die Angelegenheit ebenfalls genau verfolgen zu können. Dagobert hatte nichts dagegen, und als der Hausherr wieder eintrat, begann er sofort, sich seiner diplomatischen Mission zu entledigen: »Du, Grumbach, der heutige Abend gehört von Rechts wegen unserer Gnädigen. Wenn wir ihr jetzt durchgehen und sie allein lassen, wird sie sich langweilen. Das darf nicht sein. Ich schlage vor, wir laden sie ein, mit von der Partie zu sein, vorausgesetzt, dass sie nichts dagegen hat, was ich natürlich nicht wissen kann! Man sieht doch nicht alle Tage frisch aufgebrochene Kassen. Hätten Sie nicht Lust, Gnädigste, sich einmal auch so etwas anzusehen?«

Frau Violet war sehr dafür, und Herr Grumbach gab nach einigem Sträuben nach. Er gab Befehl, statt des Zweisitzers den Landauer einzuspannen, und wenige Minuten später fuhren sie beim Hauptportal des Palastes der *A. B. B.* vor. Dort stand auch schon, ganz bleich und zitternd vor Aufregung, Herr Höllerl, der Oberbuchhalter, gleichsam als Schildwache auf die vom Hauptkassierer versprochene Ablösung wartend. Er war in seinem hastig vorgebrachten Bericht noch nicht weit gekommen, als auch schon Dagoberts flinker Gummiradler heranvibrierte, dem mit Mühe fol-

gend und beträchtlich rasselnd, ein Fiaker nachgaloppierte, welchem zwei uniformierte Wachmänner und zwei Detektive entstiegen. Im ersten Wagen waren der Hauptkassierer und der Oberkommissar Dr. Thaddaeus Ritter v. Skrinky gekommen. Der Hauptkassierer erzählte erläuternd, dass Dr. Weinlich von seinem Pfingsturlaub noch nicht zurückgekehrt gewesen und dass ihm daher dessen Kollege, Dr. v. Skrinky, mitgegeben worden sei.

Der Oberkommissar übernahm nach vollzogener Begrüßung und Vorstellung sofort die Leitung der ganzen Angelegenheit. Er entsandte einen Detektiv zum Portier, dass er mit den Schlüsseln komme und die Büros aufsperrt. Der Mann kam, doch nicht mehr in der feierlichen, goldstrotzenden Portierlivree, sondern in seinem saloppen Hausmeistergewand. Der Tagesdienst war ja vorüber. Unter seiner Führung begab sich der Zug die Treppe hinauf, dem Führenden dichtauf Präsident Grumbach mit dem Oberkommissar und ganz zum Schluss Dagobert, Frau Violet galant am Arm führend. Die beiden unterhielten sich flüsternd miteinander.

»Wir haben kein Glück, Gnädigste«, ließ sich Dagobert leise vernehmen. »Weinlich wäre mir bedeutend lieber gewesen, Skrinky ist eine Katastrophe.«

»Wieso denn, Dagobert?«

»Er ist ein Kretin, der in seinem Leben nichts herauskriegen wird.«

»Aber – erlauben Sie mir – ein Oberkommissar und noch dazu Doktor!«

»Er mag vielleicht vorzüglich geeignet sein für das Fundbüro oder für das Meldezettelamt, aber von der Kriminalpolizei hat er nicht die leiseste Ahnung – die aufgelegte Talentlosigkeit! Ich kenne ihn genau.«

Als der Kassenraum aufgesperrt wurde – man hatte, um zu ihm zu gelangen, von den Büros auf besonderer Stiege wieder zwei Stockwerke tief heruntersteigen müssen – da gab es, trotzdem man ja auf den Anblick gefasst sein musste, doch für alle eine Sensation. Der Raum erstrahlte im hellsten Licht. Die elektrischen

Lampen, vierundzwanzig an der Zahl, waren noch immer ausnahmslos in Funktion und ließen jede Einzelheit in dem gepanzerten Raum deutlich erkennen.

Acht große Kassen standen an den Wänden in wuchtiger Majestät. Es war ersichtlich, dass ihnen beizukommen der Versuch erst gar nicht unternommen worden war. Nur die Kleinste der Kassen an der schmalen Seitenwand gegenüber der Eingangspforte war in Angriff genommen worden. Sie war umgestürzt worden und lag mit dem Gesicht auf einem Sandhaufen. In die Rückseite war eine für den Zweck hinreichend große Öffnung durchgestemmt oder durchgesägt worden.

Alle wollten nun sofort zu dieser Kasse eilen, da ließ sich aber Dagobert sehr kategorisch vernehmen: »Halt, meine Herrschaften! Nicht einen Schritt! Erschweren wir dem Herrn Oberkommissar sein Amt nicht!«

Der Oberkommissar war sichtlich geschmeichelt durch die auf so eindrucksvolle Art erfolgte Anerkennung seiner kriminalistischen Autorität und trat nun allein zur Kasse hin. Er steckte den Arm durch das Loch und stellte fest, dass die Kasse völlig ausgeräumt sei. Mit großer Befriedigung las er auch vom Boden mehrere Corpora Delicti auf: eine Garnitur feiner englischer Einbruchwerkzeuge, einen Hosenknopf mit einem englischen Fabrikstempel, eine nur wenig angerauchte Havannazigarre, zwei elegante Halskragen und eine Manschette, in der auch noch ein Manschettenknopf steckte.

»Herr Trostler, wenn ich bitten darf«, rief er Dagobert an, »Sie verstehen sich ja, glaube ich, auf derlei – der Knopf ist natürlich unecht?«

»Er ist echt,« entschied Dagobert nach kurzer Prüfung. »Das ist echtes Gold und der Brillant in der Mitte ist ebenfalls echt.«

»Desto besser! Das bestärkt mich nur in meiner schon beim ersten Anblick gefassten Meinung. Die Herren hätten ebenso gut gleich ihre Visitenkarten dalassen können!«

»Sie glauben also, Herr Oberkommissar, dass Sie der Einbrecher

werden habhaft werden können?«, fragte Präsident Grumbach.

»Ich glaube jetzt schon, Ihnen dafür garantieren zu können. Treten Sie näher, Herr Präsident, dass ich Ihnen den Vorgang, will sagen, das Verfahren der Einbrecher ganz genau erläutere und förmlich rekonstruiere. Auch alle anderen können jetzt schon näherkommen ...«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ein plötzlicher Schreck die ganze Gesellschaft durchfuhr. Eine feurige, blendende Lohe erfüllte mit einem Mal blitzartig den Raum, die alle Gesichter totenbleich und die elektrischen Lichter im kläglichen Schein von Nachtlichtern erscheinen ließ. Man konnte glauben, es sei eine Explosion erfolgt, aber Dagobert hatte nur eine Magnesiumpatrone spielen lassen und eine fotografische Momentaufnahme bei Blitzlicht gemacht. Nicht am wenigsten erschrocken war der Herr Oberkommissar, und seine Worte klangen recht ungnädig, als er sich an Dagobert wandte: »Pardon, Herr Trostler! Ich schätze ja auch die Herren Amateurfotografen, aber ich glaube, dass für derartige Liebhaberkünste der gegebene Anlass doch ein bisschen zu ernst ist. Wir haben jetzt Wichtigeres zu tun. Wollen Sie so gütig sein, Herr Präsident?«

Grumbach trat heran und alle anderen folgten ihm und stellten sich auf den Sandhaufen, um besser sehen zu können. Der Oberkommissar dozierte nun, wie nach seiner Meinung und nach seinen Beobachtungen der Einbruch vollführt worden sei. Dabei räusperte er sich ziemlich häufig, womit er diskret, aber doch vernehmlich seine Vorwürfe an Dagobert adressierte. Denn das Blitzlicht hatte nicht nur eine starke Rauchentwicklung, sondern auch einen ganz erheblichen Gestank zur Folge gehabt.

»Wir haben im Allgemeinen doch noch Glück, Herr Präsident«, schloss er seine Darlegungen. »Die Verbrecher haben Spuren zurückgelassen, die uns die Nachforschungen wesentlich erleichtern werden. Allerdings – sie können schon einen großen Vorsprung haben. Wir hatten zwei Feiertage, und wir können nicht wissen, ob das Verbrechen gestern oder vorgestern begangen worden ist.

Mit den Hilfsmitteln aber, die sie uns zurückzulassen die Freundlichkeit hatten, werde ich sie erreichen und wenn sie am Ende der Welt wären!«

Während seines Vortrages hatte er den Präsidenten, dem sich nun seine Gattin angeschlossen hatte, im Kreis um die aufgebrochene Kasse herumgeführt. Dabei knirschte der Sand unter ihren Füßen, was insbesondere den Herrn Oberkommissar ganz nervös machte.

»Und überhaupt«, fragte er unmutig und mit strengem Stirnrunzeln, »wie kommt der Sandhaufen da herein?!«

Der Hauptkassierer konnte Auskunft geben. Vor Kurzem seien in dem Raum noch zwei Nischen hineingemauert worden, und da sei der Sand übriggeblieben, der noch nicht hinausgeschafft worden sei. Übrigens habe sich seines Wissens der Sandhaufen an der entgegengesetzten Seitenwand in der Nähe der Tür befunden.

»Die Sache ist durchsichtig«, erläuterte der Oberkommissar. »Die Einbrecher haben den Sand hierher geschaufelt, um den Fall der Kasse zu dämpfen. Für uns ist das freilich nicht angenehm; denn es ist einfach ekelhaft, hier auf dem knirschenden Sand herumzustiefeln. Ich habe das nie vertragen. Übrigens, lieber Mann,« wandte er sich an den Portier, »könnten Sie uns wenigstens hier bei der Kasse herum den Sand ein wenig wegkehren.«

Der Portier hatte keinen Besen zur Hand, er half sich aber, indem er seine blaue Arbeitsschürze abband und, indem er niederkniete, den Sand mit dieser, so gut es ging, wegwischte.

In diesem Augenblicke flammte wieder das Magnesiumlicht auf. Dagobert hatte abermals eine Aufnahme gemacht.

Der Oberkommissar war wütend und wurde nun geradezu grob.

»Das ist doch unerhört«, rief er mit großer Schärfe im Ton, »mit solchen Spielereien den Gang der Untersuchung zu stören. Ich habe es satt, mich zum Opfer der Passionen eines Amateurfotografen machen zu lassen. Jetzt wird man hier bald überhaupt nicht mehr existieren können. Ich muss Herrn Trostler auf das All-

erentschiedenste bitten, uns nicht noch weiter zu belästigen!«

Dagobert zuckte die Achseln und zog sich wortlos zurück. Er begab sich in die Wohnung des Portiers, die er unversperrt fand, um dort die Rückkehr der Gesellschaft abzuwarten. Der Oberkommissar fühlte sich nach Dagoberts Rückzug nur umso mehr ermutigt, seine Autorität herauszukehren und seiner Entrüstung noch durch zahlreiche »Unerhört!« und »Unglaublich!« effektvollen Ausdruck zu geben.

»Das sind,« wandte er sich an Herrn und Frau Grumbach, »die Manieren der dilettierenden Kriminalisten, und ich glaube, sagen zu dürfen, es sind keine guten Manieren.«

Damit hatte Dagobert seinen Seitenhieb weg, und es gereichte dem Oberkommissar zur besonderen Befriedigung, dass er Gelegenheit gefunden hatte, ihn anzubringen.

Lange war es nun in der Tat in dem raucherfüllten Raum nicht mehr auszuhalten, und so gab denn der Herr Oberkommissar schon nach wenigen Minuten das Zeichen zum Aufbruch. Dagobert hatte, als der Zug in der Toreinfahrt anlangte, die Portierwohnung schon wieder verlassen und wartete am Tor, um Frau Violet beim Einsteigen in den Wagen behilflich zu sein.

Vor dem Haus hatte sich schon eine beträchtliche Menschenmenge angesammelt, denn die polizeiliche Auffahrt hatte doch einiges Aussehen erregt.

Dagobert half Frau Violet in den Wagen und sagte dabei: »Ich lade mich noch zu einer Tasse bei Ihnen für heute Abend ein, Gnädigste.«

»Kommen Sie denn nicht jetzt mit uns, Dagobert?«

»Ich habe noch einiges zu besorgen, Frau Violet. Ich komme später. Du wirst doch auch zuhause sein, Grumbach? Wir werden noch einiges zu besprechen haben.«

»Gewiss werde ich zuhause sein, zumal wenn du dich ansagst!«

Es war halb zehn Uhr abends, kaum eine Stunde, nachdem sie sich vor dem Palais der A. B. B. getrennt hatten, als Dagobert bei Grumbachs wieder antrat. Frau Violet hatte, wohl wissend, dass Dagobert niemals vom »Geschäft« reden wollte, solange die aufwartende Dienerschaft ab und zugging, nicht im Speisesaal, sondern gleich im Rauchzimmer zum Abendessen decken lassen. Für den Tee bedurfte es keiner weiteren Bedienung. Den servierte sie als Hausfrau am liebsten selbst, und mit den paar kalten Schüsseln konnten sie sich ebenfalls recht gut allein behelfen.

Man war also ganz ungestört. Frau Violet saß an ihrem gewohnten Lieblingsplätzchen am Marmorkamin, vor sich den Samowar und die Tassen. Ihr gegenüber auf seinem Stammplatz Dagobert, und Grumbach mehr in der Mitte des Zimmers am Rauchtischchen, wo nur für ihn gedeckt war, in seinem bequemen Fauteuil.

»Nun, Frau Violet«, begann Dagobert, »haben Sie sich bei der schönen Kriminaluntersuchung gut unterhalten?«

»Es hat mich außerordentlich interessiert, und ich danke Ihnen, dass Sie mich mitgenommen haben.«

»Jedenfalls war es ein kostspieliges Vergnügen!«, brummte Grumbach ein wenig verdrossen in den Bart.

»So weit sind wir noch nicht«, vertröstete Dagobert. »Was sagst du aber zu unserem wunderbaren Oberkommissar?«

»Mein Gott, was sollte er tun? Was lässt sich überhaupt tun?«

»Das sage ich auch,« bemerkte Frau Violet. »Ich finde, dass er getan hat, was er tun konnte. Sie dürfen nicht ungerecht sein, Dagobert. Auf Sie war er natürlich wütend. Sie haben ihn aber auch wahrhaftig schwer gereizt.«

»Ich musste tun, was ich für nötig hielt.«

»Gut, aber das zweite Mal!«

»Da erst recht!«

»Was haben Sie an ihm auszusetzen?«

»Alles!«

»Das ist ein bisschen viel. Das müssen Sie schon gütigst etwas näher erklären.«

»Dazu bin ich da. Wie bemerkte ich doch so treffend zu Ihnen, Gnädigste, als wir seiner ansichtig wurden? Ich glaube, ich sagte, er ist ein Rhinozeros!«

»Ich erinnere mich nicht, Dagobert.«

»Dann war es eine Unterlassungssünde, die nicht oft genug gut gemacht werden kann. Schon die Art, wie er die polizeiliche Wachtparade aufzog, war blödsinnig. Natürlich blieben die Leute sofort stehen und machten sich ihre Kommentare. Wir konnten doch ein Interesse daran haben, dass die Sache vorläufig geheim gehalten wurde, oder es konnte im Interesse der Untersuchung liegen.«

»Das ist wahr, Dagobert, den polizeilichen Glanz hätte er nicht entfalten sollen.«

»Weiter! Er betritt mit seiner Rotte den gepanzerten Kassenraum und interessiert sich nicht im Geringsten für die Frage, wie die Einbrecher – für ihn steht es von vornherein fest, dass es Einbrecher in der Mehrzahl waren – da hineingelangt sein mögen.«

»Ja, das ist aber auch wirklich wahr, Dagobert, daran hat er gar nicht gedacht!«

»Ich sagte Ihnen ja, Frau Violet, dass ich bei seiner Dummheit auf vieles gefasst war. Er hat aber selbst meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Übrigens – auch wenn er daran gedacht hätte, er hätte nichts gefunden. Ich habe die Schlüssellöcher untersucht. Sie weisen keine Spuren auf. Gut, aber auch das ist wichtig, zu wissen. Man zieht seine Schlüsse daraus.«

»Was für Schlüsse, Dagobert?«

»Das ist doch sehr klar,« mischte sich nun Grumbach hinein. »Daraus folgt, dass entweder die Tür nicht versperrt war oder dass sie aufgesperrt, also nicht aufgebrochen wurde, und zwar aufgesperrt mit den richtigen Schlüsseln oder mit Nachschlüsseln. Waren es die richtigen Schlüssel ...«

»Halten wir uns mit diesen scharfsinnigen Untersuchungen nicht auf. Wir bedürfen ihrer nicht mehr!«

»Nicht mehr?«, rief Frau Violet. »Dagobert, Sie tun ja, als wenn

Sie schon alles wüssten!«

»Ich weiß einiges, Gnädigste, aber lassen Sie mich systematisch vorgehen. Das hatte er also übersehen. Gut; kann auch vorkommen. Was aber nicht vorkommen darf, das ist sein ganzes weiteres Vorgehen, wie er endlich drin war. So darf sich eine Kuh im Porzellanladen benehmen, aber nicht ein Kriminalkommissar auf dem Schauplatz eines Verbrechens! Bei einem Haar hätte er mir sogar alles verdorben.«

»Ja aber, lieber Dagobert, er hat doch nicht für Sie gearbeitet! Er hat sich vor allen Dingen der zurückgelassenen Gegenstände bemächtigt. Das hätte ich auch getan. Die sind doch sehr wichtig. Denken Sie nur: zwei Halskragen – also waren es zwei Einbrecher; zwei elegante Kragen – also es waren nicht gewöhnliche Strolche. Die Havannazigarre, der Knopf mit dem englischen Stempel, die Manschette mit dem echten, wertvollen Knopf, die feinen englischen Werkzeuge – das alles ist ja schon ein halber Erfolg für die Untersuchung, wenn nicht ein ganzer. Wir können jetzt annehmen, dass es nicht heimische ordinäre Räuber, sondern reisende, elegant auftretende internationale Kasseneinbrecher waren, wahrscheinlich Engländer. Das sind doch sehr wichtige Anhaltspunkte!«

»Sie dürfen so schließen, Frau Violet. Sie sind eine Dame und waren noch niemals in die Lage versetzt, eine Kriminaluntersuchung zu führen. Sie haben also die Rechtswohlthat zahlreicher Milderungsgründe für sich. Wenn aber ein Oberkommissar ebenfalls sofort so wohlwollend und harmlos aufsitzt, so schicke ich ihn, wenn ich etwas dreinzureden habe, sofort in Pension. Ich bin nämlich auf den ersten Anblick zu ganz anderen Schlüssen gelangt.«

»Da bin ich neugierig, Dagobert!«

»Zwei Halskragen – also nur *ein* Täter; zwei elegante Kragen – also *ein* ordinärer Kerl, jedenfalls ein Mensch, der niemals hohe Modekragen trägt, niemals Manschetten mit echten Knöpfen verwendet und niemals Havannazigarren raucht. Der englische

Stempel und das feine englische Werkzeug, das, nebenbei bemerkt, wie auf einen Blick festzustellen war, noch niemals verwendet worden ist – also es war ein einheimischer Gauner, den wir in der Nähe zu suchen haben.«

»Das ist Ihre Ansicht, Dagobert, die ja etwas für sich haben kann, aber es ist noch kein Beweis.«

»Also bleiben wir bei Ihrer Annahme, Frau Violet, die ich Ihnen ja nicht weiter zur Last lege. Also es waren zwei internationale reisende Bankräuber, wahrscheinlich Engländer. Wir dürfen annehmen, dass es schlaue, ganz durchtriebene Gesellen sind. Bei dem Geschäft kann man dumme Kerle nicht gebrauchen. Das geben Sie doch zu?«

»Natürlich müssen es sehr geriebene Spitzbuben sein!«

»Gut. Das zeigt sich schon in der Wahl des Zeitpunktes. Sie hatten sich die Pfingstfeiertage ausgesucht, und wahrscheinlich hatten sie sich schon am Ersten ans Werk gemacht. Sie hatten zwei Tage und zwei Nächte vor sich, wo sie vor Störung absolut sicher waren. Zeit hatten sie also zur Genüge. Nicht das Geringste deutet darauf hin, dass sie plötzlich Hals über Kopf zu einer hastigen Flucht gezwungen worden wären und dass sie dabei so den Kopf verloren hätten, dass sie ein ganzes Arsenal von sehr wichtigen Erkennungsmitteln zurückließen. Wenn sie es aber nicht eilig hatten – warum dann die Hinterlassenschaft der verräterischen Spuren, die für sie sehr gefährlich, ja verhängnisvoll werden konnten?«

»Ach, sie kümmerten sich nicht weiter darum!«

»Gut; sie kümmerten sich nicht weiter darum, aber um etwas anderes mussten sie sich doch kümmern – wie sie da unverdächtig wieder hinauskämen. Im Dunkel der Nacht ging es nicht. Da hätten sie den Portier passieren müssen. Das war zu gefährlich. Sie mussten also bei Tage unauffällig davongehen. Wir haben festgestellt, dass es schlaue Gesellen waren. Ich frage nun: Wäre es schlau gewesen, ohne Not eine ganze Sammlung verräterischer Objekte zurückzulassen? Wir wissen ferner, dass es elegante Leu-

te waren. Große Kisten oder Säcke hatten sie nicht fortzuschleppen. Was sie davon trugen, konnten sie bequem in ihren Brusttaschen bergen. Ich frage nun weiter: Wenn die Leute wirklich elegant angezogen waren, musste es nicht auffallen, wenn sie sich – ohne Halskragen blicken ließen? Und hatten sie nicht Gründe, zu wünschen, dass sie nicht auffielen?«

»Ja, da haben Sie eigentlich recht, Dagobert!«

»Schlaue Einbrecher gehen nicht so vor. Die Komödie war einfach für den Herrn Kriminalkommissar eingerichtet, als wenn der Einbrecher – es war wirklich nur einer – geahnt hätte, dass es der Skrinsky sein werde, der denn auch wirklich prompt darauf hineingefallen ist. Der wird nun auch, wenn man ihn ruhig gewähren lässt, die Spuren wochen- und monatelang verfolgen und schließlich wirklich ...«

»Den Täter erwischen?«

»Das nicht, aber herausbringen, wo die Kragen gekauft und wo die Manschette zum letzten Mal gewaschen worden ist. Er ist voller Zuversicht, weil er sich eines glorreichen Präzedenzfalles erinnert und sich dem süßen Wahn hingibt, dass es ihm ebenso glücken werde.«

»Was ist das für ein Fall, Dagobert?«

»Der Fall Gröschl. Das war ein Einbrecher, dessen Spezialität es war, die Stadtwohnungen der Parteien auszuplündern, die gerade in der Sommerfrische weilten. Eine gute und bequeme Spezialität – alles, was wahr ist! Nachdem er schon mehr als hundertmal mit Erfolg operiert hatte, passierte ihm bei seinem letzten Unternehmen – es war in einer Wohnung im Schottenhof – ein kleines Versehen. Er ließ auf dem Tatort eine Manschette zurück. Der Kriminalkommissar – es war nicht der Doktor Thaddäus Ritter v. Skrinsky – schickte mit dieser Manschette einen Detektiv aus, damit er der Reihe nach, wenn nötig bei sämtlichen Wäscheputzerinnen Wiens, Umfrage halte. Auf der Innenseite der Manschette war nämlich mit Tinte ein Zeichen gemacht worden, ein Buchstabe und eine Ziffer, und es musste nun herausgebracht werden,

welche Putzerin oder Wäscherin solche Zeichen zu machen pflege. Nach vierzehn Tagen war die richtige Putzerin gefunden. Sie erkannte ihr Zeichen und wusste auch – die Wäscherinnen haben für derlei ein Gedächtnis – die Kundschaft anzugeben, der die Manschette gehöre. Man brauchte also nun Herrn Gröschl nur aus seiner Wohnung abzuholen.«

Dagobert Trostler fuhr in seiner Erzählung fort: »Es war ein hübscher Fall, ich gebe es zu. Skrinsky wird also nun seine Methode befolgen. Während er aber von seinen zukünftigen Siegen träumte, habe ich es vorgezogen, mich mit dem Einbrecher gleich persönlich ins Einvernehmen zu setzen.«

»Dagobert!«

Herr und Frau Grumbach hatten das gleichzeitig ausgerufen. Jener war sogar aufgesprungen und rief in höchster Erregung: »Du kennst den Täter? Hoffentlich ist es keiner unserer Beamten?!«

»Wer ist es, Dagobert?«, drängte Frau Violet.

»Nein wirklich – diese Lachsbrötchen!«

»Dagobert, Sie sind ein entsetzlicher Mensch!«, rief Frau Violet.

»So erzähle doch!«, bestürmte ihn der aufgeregte Präsident.

»Ich will ja nichts anderes, aber bei euch kann man ja nicht zu Worte kommen. Es muss doch alles schön der Reihe nach gehen, und man sollte einen Menschen doch ausreden lassen!«

»Haben Sie ihn verhaftet, Dagobert?«

»Verhaftet? Bin ich der Oberkommissar, dass ich die Leute nur gleich so verhaften kann?«

»Dann haben Sie also gar nichts ausgerichtet?«

»Einiges doch. Ich habe das geraubte Geld mitgebracht.«

»Dagobert!«

»Hier ist es.«

Er zog aus der hinteren Rocktasche einen ziemlich voluminösen, in Wachleinwand eingeschlagenen Pack und reichte ihn dem Präsidenten.

»Da, zähle nach, Grumbach!«

Der Präsident zählte nach und sagte dann mit einem Seufzer der

Erleichterung: »Ja, wahrhaftig, es ist alles da. Einmalhundertsechzigtausend Kronen!«

»Nicht alles, Grumbach. Viertausend Kronen fehlen. Du hast ein prophetisches Gemüt, und dein ahnend Herz betrog dich nicht, als du vorhin sagtest, es sei ein kostspieliges Vergnügen gewesen. Das war es allerdings für mich. Die viertausend Kronen werde ich nämlich bezahlen, aber das Vergnügen war es mir wert.«

»Jetzt erzählen Sie aber endlich, Dagobert, wie das alles zugegangen ist!«

»Sie können sich denken, Frau Violet, dass ich ganz gehörig aufpasste, als die Untersuchung begann, schon deshalb, weil ich zu unserem Oberkommissar nicht das geringste Vertrauen hatte. Die vielen Fundobjekte waren mir gleich verdächtig. Das roch doch zu sehr nach Absicht, und zwar nach Absicht der Irreführung. Zwei Kragen! Schließlich – auch wenn es zwei Täter gewesen sein sollten, warum sollten dann beide ihren Hemdkragen vergessen haben? Weiter. Die Kasse lag in schiefer Richtung da. Hätten da zwei Leute gearbeitet, dann wäre sie nach dem Satze vom Parallelogramm der Kräfte wohl in gerader Richtung gefallen. Für einen Mann ist das Umwerfen einer solchen Kasse allerdings eine sehr schöne Leistung, beinahe eine unwahrscheinliche.«

»Ich glaube es auch nicht, Dagobert, dass ein Mann allein das zustande bringen kann«, bemerkte Herr Grumbach.

»Man hat seine technischen Hilfsmittel, mein Lieber. Ich bemerkte auch an der Wand, an der die Kasse gestanden hatte, Spuren, die deutlich darauf hinwiesen, dass da mit einer eisernen Stange gearbeitet und deren Hebelwirkung ausgenützt worden sei. Das alles entging unserem Oberkommissar natürlich. Die Stange war nicht mehr da. Merkwürdig! Man vergisst nicht nur Halskragen, sondern auch die feinen Werkzeuge; die grobe, ungeschlachte Eisenstange, die nicht nur schwer zu transportieren, sondern beim Transport auch schwer zu verbergen war, die nimmt man mit!«

»Das ist allerdings sonderbar, Dagobert, und was schlossen Sie

daraus?«

»Dass der Mann mit seiner Stange nicht weit zu gehen hatte. Was aber das Allerwichtigste war und wofür unser gediegener Kriminalist gar kein Auge hatte, das waren die Fußspuren im Sand. Ich habe genau hingesehen, es waren doch nur die Spuren *eines* Mannes, einmal der rechte Fuß, einmal der linke, ganz deutlich zu unterscheiden, aber immer desselben Mannes. Diese Fußspur – das war nun eine Handhabe! Damit ließ sich doch etwas anfangen. Was tut nun aber der gediegene Kriminalist Skrinsky? Er lässt seinen ganzen Festzug auf die Spuren drauftrampeln! Es war erreicht. Die richtigen Spuren waren verwischt und die hohe Behörde glücklich auf die falschen geleitet.«

»Das hätten Sie aber nicht zulassen sollen, Dagobert!«

»Ich fühlte durchaus nicht das Bedürfnis, den Herrn Oberkommissar vor einer wohlverdienten Blamage zu bewahren. Übrigens habe ich das Meine getan, als ich im letzten Augenblick noch wenigstens die schönste Fußspur mit Blitzlicht photographierte.«

»Was sollte das nützen, da Sie doch nicht die genauen Maße aufgenommen hatten?«

»Deren bedurfte ich in diesem Falle nicht. Was ich brauchte, war in Sicherheit gebracht. Ich hatte lange überlegt. Der Einbrecher hatte beträchtliche Umsicht und Schlauheit entfaltet. Ich suchte nun nach der einen Dummheit oder Unachtsamkeit, die sich erfahrungsgemäß auch der schlaueste Verbrecher gewöhnlich zuschulden kommen lässt. Ich habe sie gefunden.«

»Was war das, Dagobert?«

»Ich habe sie gefunden, und als ich dann, wie Sie wissen, mit Glanz hinausgeworfen wurde, da lag mir nichts mehr daran. Für mich war die Untersuchung abgeschlossen. Ich hatte meinen Mann, und ich habe dann die Sache ziemlich rasch erledigt, wovon Sie sich ja bereits überzeugt haben. Als ich Sie zu Ihrem Wagen gebracht hatte, begab ich mich zum Portier, der an seinem Tisch in der Mitte des Zimmers saß, und sich erhob, als ich eintrat. Ich schloss die Tür hinter mir ab und begann dann in sehr be-

stimmtem Tone: ›So, Hartwanger! Wo ist das Geld?‹‹

›Was für Geld?‹, fragt er rau. ›Ich weiß von nichts!‹

›Tu' nicht so unschuldig, du Schuft! Das Geld, das du uns gestohlen hast!‹

›Ich habe nichts gestohlen,‹ brachte er mit dumpfer Stimme hervor. ›Wer sagt, dass ich etwas gestohlen habe?‹

Er wurde sehr rot dabei, als er so sprach, aber es war nicht die zarte Röte der Scham, meine Gnädigste. Es war ein rasender Zorn, der in dem Mann aufstieg. Seine Stirnadern schwellen an, und seine blutunterlaufenen Augen gewannen einen unheimlichen Glanz.

Mit einem Mal hatte er – ich wusste nicht einmal, wo er es hergenommen hatte – ein langes Messer in der Hand.

›Um Gottes willen, Dagobert, in was für Geschichten lassen Sie sich ein!‹, rief Frau Violet, ganz bleich vor Schrecken.

›Na also – ich bin gerade kein Freund von solchen Mätzchen. Da kann ich sehr ungemütlich werden. Und ich wurde es. Zunächst riss ich den bereitgehaltenen Revolver aus der Tasche und hielt ihn ihm entgegen, und dann schimpfte ich – in einer Weise – Gnädigste, wenn Sie das gehört hätten, ich weiß nicht, ob Sie mir heute noch die Tasse eingesehen hätten! Aber es half. Ich kriegte den Kerl klein.

›Was? Du miserabler Galgenstrick!‹, schrie ich ihn an – ich wiederhole nur die zarteren Ausdrücke, meine Gnädigste – ›Nicht genug, dass du ein Dieb und ein Räuber bist‹ – wirklich nur die feineren Ausdrücke, meine Gnädigste! – ›möchtest es einmal auch als Mörder versuchen. Da schau her, du Lump!‹

Und damit schoss ich ihm knapp am Ohr vorbei nach seiner Wanduhr, dass sich ein Regen von Glassplittern über uns ergoss.

›Dort schau hin, Esel du, wie ich das Zentrum herausgeschossen habe. Glaubst du da, dass ich einen Lackel, wie dich, nicht treffen werde? Jetzt wirst du das Messer augenblicklich unter das Bett werfen!‹

Er zögerte noch, ich ließ aber nicht locker.

›Bei der geringsten Bewegung‹, fuhr ich fort, ›drücke ich los. Glaube nicht, dass ich dich totschießen werde. Es wäre doch zu schade um dich, solange wir das Geld nicht zurückhaben. Und vielleicht wäre dir das jetzt sogar ganz recht. Den Gefallen tue ich dir nicht. Nein, nur ein bisschen die Kniescheibe zerschmettern, das genügt vollkommen. Wirst du das Messer unter das Bett werfen!‹

Jetzt gehorchte er. Der Mann war mürbe. Gerade gemütlich war der Aufenthalt in dem Raum nicht. Auch hier kaum zu atmen vor Rauch und Gestank. Ich gebe zu, ich bin manchmal ein recht unbequemer Gast, meine Gnädigste. Ich nahm nun am Tisch Platz und ließ ihn vor mir stehen – drei Schritte vom Leib, und hielt ihm einen kleinen Vortrag: ›Du musst nicht glauben, Hartwanger, dass ich bei dir einbreche, wie du bei uns eingebrochen hast, und dir das Geld mit Gewalt wegnehmen will, oder dass ich – pfui Teufel! – von dir nur etwas erpressen möchte. Solche Sachen mache ich nicht, eklig werde ich nur, wenn du mich dazu zwingst. Ja, wenn du mit dem Messer kommst! Sonst können wir ganz ruhig miteinander reden. Du bist ganz sicher vor mir. Ich werde dich nicht verhaften, ich bin kein Polizeikommissär. Ich will nur unser Geld zurückhaben. Willst du's nicht hergeben – auch gut. Ich kann dich nicht zwingen. Dann ziehe ich einfach unverrichteter Dinge ab.‹

›Ich habe es nicht genommen.‹

›Darauf kommen wir später noch. Ich glaube, dich noch überzeugen zu können, dass du es genommen hast. Vorerst wollte ich dir nur sagen, dass es für dich viel besser ist, wenn du dich mit mir abfindest, als wenn du es darauf ankommen lässt, dass die Polizei sich mit dir beschäftigt. Aber, wie gesagt, genötigt wird nicht. Wenn du nicht willst, du musst nicht.‹

›Ich kann nichts gestehen, wenn ich nichts getan habe.‹

›Dann natürlich nicht. Ich will dir etwas sagen, Hartwanger. Du kannst vielleicht einen Oberkommissär um den Daumen drehen, aber mich nicht. Der Oberkommissar glaubt dir wirklich, dass es

zwei englische Einbrecher waren; ich weiß, dass du es allein warst.«

›Das soll mir einer beweisen!«

›Natürlich! Das will ich ja.«

›Den möchte ich sehen, der allein so eine Kasse zwingt!«

›Warum nicht, wenn einer so stark und so geschickt ist, wie du, und wenn einer eine so gute eiserne Stange hat, wie die ist, die du verwendet hast. Sie ist ausgezeichnet und ganz unverdächtig. Sie dient als Verschluss für die Kellertür und liegt jetzt in deiner Küche hinter dem Herd.«

Das wirkte. Ich bemerkte es sofort und nutzte nun meinen Vorteil aus.

›Das ist übrigens vielleicht noch kein Beweis«, fuhr ich fort. ›Kein genügender Beweis; ich gebe es zu. Du kannst dich ausreden, Hartwanger. Es gibt viele Eisenstangen in der Welt. Dass sich jene dort befindet, kannst du zur Genüge erklären, und es würde schwer sein, dir zu beweisen, dass bei dem Einbruch gerade sie zur Verwendung gelangt ist. Sehr schwer, obschon es mir natürlich sehr angenehm war, sie dort vorzufinden. Ich habe etwas Besseres, etwas, das bewirkt, dass du mir gar nicht auskommen kannst, mit dem besten Willen nicht.««

›Ich wusste, dass Sie noch etwas in petto hatten, Dagobert,« warf Frau Violet ein.

›Etwas sehr Wichtiges, Gnädigste. Ich tue mir nicht viel darauf zugute. Es war Glückssache. Bei manchen Untersuchungen geht es rasch, bei andern zäh, ich gebe zu, es ist oft Glückssache.«

›Doch nicht ganz, Dagobert. Glückssache – wie ein General Glück haben muss, um ein guter General zu sein. Warum hat der Oberkommissar nicht das Glück gehabt?«

›Ich spielte also meinen letzten Trumpf aus. ›Pass genau auf, Hartwanger«, fuhr ich fort, ›was ich jetzt sage, und sage dann selbst, ob ich dich wie in einem eisernen Schraubstock halte oder nicht. Wie du alles sehr klug angestellt hast, hast du auch das mit dem Sandhaufen ganz gut gemacht. Der schöne, weiche, gelbe

Sand! Eine Unachtsamkeit hast du dir aber dabei doch zuschulden kommen lassen. Du hattest nicht bedacht, wie schön der die Fußspur aufbewahrt! Du lächelst jetzt stillvergnügt und denkst dir in deinem dummen Schädel, dass, wenn ich nichts Besseres habe, ich dem Täter und dem Geld noch lange nachlaufen kann. Das Lachen wird dir aber vergehen, mein Lieber, das gebe ich dir schriftlich und darauf kannst du Gift nehmen, wenn dir das ein besonderes Vergnügen machen sollte.<

›Wo sind die Fußspuren?‹, sagte er leidlich beruhigt.

›Allerdings – ich weiß, der Herr Oberkommissar selbst und seine getreue Mannschaft haben sie zertreten und zerstört, aber du wirst dich erinnern, dass ich die Schönste der Fußspuren rasch noch fotografiert habe, bevor sie zerstört wurde. Ich weiß, was du sagen wirst. Mit so einer fotografierten Fußspur ist nichts anzufangen. Das ist noch lange kein Beweis. Nach der Fotografie – mein Gott! – Das konnte ebensogut ein kleiner wie ein großer Fuß gewesen sein. Nicht wahr? Du siehst, ich gebe dir alles zu. Du wirst dich aber erinnern, mein geschätzter Einbrecher, dass ich noch ein zweites Mal fotografiert habe – als du niederknietest und den Sand auswischtest. Da habe ich deine rechte Fußsohle fotografiert. Auch das beunruhigt dich noch nicht? Na, es ist doch schon etwas. Wenn die beiden Bilder sich zufällig sehr ähnlich sehen sollten – aber noch immer gebe ich dir zu, es können sich sehr viele Sohlen ähnlich sehen. – Das wird jeder vernünftige Mensch zugeben müssen.

Gewiss, und ich glaube, kein unvernünftiger Mensch zu sein. Jetzt kommt aber die Hauptsache. Passe gut auf, Hartwanger. Die Spur im Sande zeigte in der Mitte einen feinen Querstrich. Es war also eine gedoppelte, Beschuhung, Stiefel oder Schuh, den der Einbrecher anhatte. Weiter war noch ein feiner schiefer Strich da, beginnend hinter dem Ballen und hinüberlaufend bis etwa zur Spitze der kleinen Fußzehe. Also, der Einbrecher hat die Eigentümlichkeit, seine Sohle, und zwar die Stiefelsohle, denn du trägst Stiefel, in der Gegend der rechten großen Fußzehe besonders zu

strapazieren, und da du ein sparsamer Mann bist, so hast du dir nicht die ganze Sohle wieder doppel, sondern dir nur einen frischen Fleck an die beschädigte Stelle setzen lassen. Als du niederknietest, hatte ich das ausnehmende Vergnügen, diesen Fleck in seinem vollen Glanz zu sehen und zu fotografieren. Und nun sage mir, ob du mir noch auskommen kannst. Sieh dir doch einmal gefälligst deine rechte Sohle an, wenn du mir nicht glaubst.<

Er besah sie sich wirklich, und nun allerdings war er gebrochen. Er warf noch einen raschen Blick unter das Bett, dann aber auch einen ebenso raschen auf das kleine Schießisen, das vor mir auf dem Tische funkelte, und dann gab er endlich klein bei und verlegte sich aufs Jammern und aufs Betteln.

Ich ließ mit mir reden. Für mich war die Hauptsache, dass ich das Geld wiederbekam, und dem entsprechend ging ich vor. Ich überdachte rasch alle Möglichkeiten. Es wäre nicht klug gewesen, den Mann zu einem verzweifelten Schritte zu treiben. Mir konnte er nicht gut etwas anhaben, er konnte mich aber durch einen wahnwitzigen Fluchtversuch zwingen, auf ihn zu schießen. Derlei tut man doch nicht gern. Es hätte eine langwierige Geschichte gegeben, ebenso wenn ich ihn nun sofort der Polizei übergeben hätte. Wer weiß, ob der Mann sich die Sache dann nicht noch überlegt und ruhig seine paar Jahre abgesessen hätte, ohne vorher zu veraten, wo er das Geld versteckt habe.

Ich zeigte mich also umgänglich und ließ mit mir reden. Ich sagte ihm, ich sei keine Amtsperson und habe keine Macht über ihn. Für ihn sei es aber entschieden besser, wenn er sich mit mir abfinde, als wenn er mich zwingen, ihn der Behörde zu übergeben. Ich wolle nur das Geld zurückhaben, und alles Übrige sei mir gleichgültig, nicht so aber auch der Polizei und dem Gericht. Für die sei die Bestrafung mindestens ebenso wichtig, wie das Geld. Er sollte mir den Raub nur ausfolgern, dann werde ich ihm beweisen, dass ich kein Unmensch sei, und dass ich noch immer etwas für ihn tun könne.

Der Mann war schwer zu bearbeiten. Endlich hatte ich ihn aber

so weit, dass er ›gemacht‹ war. Er führte mich in den Keller und holte dort aus dem Versteck das Päckchen mit den Banknoten hervor. Ich hatte ihm ruhig folgen können. Denn er trug die Laterne, und er war beleuchtet, nicht ich. Dann gingen wir wieder zurück in seine Wohnung. Ich zählte nach. Es stimmte. Hundertvierundsechzigtausend Kronen. Viertausend gab ich ihm.«

»Aber, Dagobert!«, rief Frau Violet vorwurfsvoll.

»Ich sagte schon, Gnädigste, es sei ein kostspieliges Vergnügen gewesen, aber die ersetze ich natürlich der Bank.«

»Es ist nicht das, Dagobert, aber war es nicht unmoralisch?«

»Vielleicht, aber ich hatte versprochen, etwas für ihn zu tun, sonst wäre ich vielleicht nicht zum Ziele gekommen, und sein Versprechen muss man halten, auch wenn man es einem Gauner gegeben hat. Ich gab ihm also das Geld und sagte ihm, er solle sich seinen Galgen anderswo suchen. Ich sei zwar verpflichtet, die Behörde sofort zu verständigen, ich vermute aber, dass ich Pech haben und heute Abend den Oberkommissar nicht mehr antreffen werde.

Ich hatte noch nicht ausgedet, als der Mann auch schon, wie er stand und ging, bei der Türe draußen und im Dunkel der Nacht verschwunden war. Ich fand noch einen Diener in der Bank. Den installierte ich in der Portierloge und fuhr dann her. Ich habe das meine getan, so gut ich konnte. Die gröbere Arbeit, den Menschen einzufangen, überlasse ich gern dem Oberkommissar Dr. Ritter v. Skrinsky.«

Der schreckliche Brief

Das Mittagessen im Hause Grumbach hatte seinen Verlauf genommen wie gewöhnlich, wenn Dagobert zu Gast war. Nach Tisch zog sich die kleine Gesellschaft ins Rauchzimmer zurück. Der Hausherr trank rasch seinen Schwarzen und mahnte dann zum Aufbruch. Es war nämlich abgemacht worden, dass er und

Dagobert noch zu einer wichtigen Sitzung fahren sollten. Zu seiner Überraschung erklärte indes Dagobert, dass er keine Lust habe, an der Sitzung teilzunehmen. Er zöge es vor, der verehrungswürdigen Hausfrau noch Gesellschaft zu leisten. Die Hausfrau lohnte ihm diesen Entschluss mit einem dankbaren Augenaufschlag, und so ging denn Andreas Grumbach allein.

Kaum war er draußen, als Dagobert auch schon begann: »Sie sehen, Frau Violet, ich habe Ihren Befehl erfüllt, aber ...«

»Es war mein dringender Wunsch, Dagobert, dass Sie blieben, aber befohlen hatte ich doch nicht.«

»Meine liebe Gnädigste, wenn ich nicht einmal Sie durchschauen könnte, dann hieß ich nicht der Tell und könnte mir ruhig das Lehrgeld zurückgeben lassen. Schon bei meinem Eintritt und dann bei Tisch die ganze Zeit sah ich es Ihnen am Gesicht an, dass Sie etwas auf dem Herzen hätten. Der Wunsch war dringend und die Verlegenheit groß. Ich zweifle nicht, dass, wenn ich jetzt mich erhoben hätte, um mich mit Ihrem Mann zu entfernen, Sie mich heimlich am Rockschoß gezupft hätten, um mich zum Bleiben zu veranlassen.«

»Dazu war ich allerdings entschlossen, Dagobert, als letztes Auskunftsmittel.«

»Das wollte ich eben vermeiden, und darum bin ich aus freien Stücken geblieben. Ich habe also Ihren Befehl erfüllt, aber – es gibt, wie ich schon vorhin andeutete, ein Aber dabei!«

»Was für ein Aber?«

»Man hat keine Geheimnisse vor seinem Mann, Gnädigste!«

»Wenn man aber sein Ehrenwort gegeben hat?«

»Es gibt Ehrenwörter, die man eben nicht gibt!«

»Sie haben recht. Sie werden sehen, dass die Sache sehr ernst ist. Wir bedürfen Ihrer Hilfe.«

»Lassen Sie hören!«

»Es ist ein Fall von allergrößter Wichtigkeit.«

»Er betrifft nicht Sie?«

»Nicht mich, aber meine beste Freundin. Warten Sie – jetzt ist es

zehn Minuten nach dreiviertel auf sieben. In fünf Minuten wird sie selbst hier sein. Wir haben verabredet, dass sie um sieben da sein soll, um selbst mit Ihnen zu sprechen. Die Sache ist nämlich die ...«

»Nein, Frau Violet, jetzt bitte ich Sie, mir nichts zu erzählen. Wenn es da wirklich etwas für mich zu tun geben sollte, muss ich von Haus aus vorsichtig sein. Vor allen Dingen muss ich mich vor jeder Voreingenommenheit hüten. Ich verstehe mich einigermaßen auf die Psychologie der Zeugenaussagen. Es könnte Ihnen – ganz unabsichtlich natürlich – ein Wort oder eine Wendung entschlüpfen, die eine irrtümliche Auffassung bedingen würde, und ich wäre hinterher vielleicht nicht mehr in der Lage, festzustellen, ob ich mich dann im Einzelnen auf Ihre Darstellung oder auf die Ihrer Freundin stütze, und ich könnte so auf einen Holzweg geraten. Ich ziehe es vor, mich unmittelbar durch Ihre Freundin selbst informieren zu lassen.«

»Das wird auch besser sein«, gab Frau Violet zu. »Jetzt will ich Ihnen nur rasch noch sagen, um wen es sich eigentlich handelt. Es ist die ...«

Bei Nennung des Namens machte Dagobert große Augen. »Donnerwetter – hat die eine kolossale Karriere gemacht! Ihr Mann ist einer der Großen, der Größten des Reiches! Ich habe sie ja auch gekannt – die kleine Käthe Gracht!«

»Natürlich haben Sie sie gekannt, und auch sie erinnert sich Ihrer mit Vergnügen. Wir waren Kolleginnen und an mehreren Bühnen zu gleicher Zeit engagiert. Sie ist um einige Jahre jünger als ich.«

Kaum hatte Frau Grumbach ausgeredet, als, vom Diener gemeldet, die Erwartete eintrat. Sie begrüßte Dagobert mit vieler Herzlichkeit als alten Bekannten, nachdem sie mit Frau Violet erst die üblichen Küsse getauscht hatte. Dagobert betrachtete mit dem Wohlgefallen des Kenners die zierliche, elegant herausstaffierte Frau. Sie hatte goldrotes Haar und glänzende schwarze Augen.

Man hielt sich nicht lange mit Förmlichkeiten auf, Dagobert ging

gerade auf das Ziel los.

»Exzellenz haben Kummer gehabt?«, fragte er.

»Hat Ihnen Violet erzählt?«

»Noch nicht. Ich wollte Ihre Geschichte von Ihnen selbst hören, Gräfin.«

»Es ist ein namenloses Unglück, Herr Dagobert«, begann sie, und ihre schönen Augen füllten sich mit Tränen. »Meine Ehre, meine ganze Existenz und damit mein Leben stehen auf dem Spiel. Violet hat versprochen, dass Sie sich meiner annehmen würden, Herr Dagobert. Ich flehe Sie an, retten Sie eine unglückliche und, ich schwöre es Ihnen – schuldlose Frau. Nur der Schein spricht gegen mich, aber der Schein kann mich zugrunde richten.«

»Erzählen Sie, Exzellenz, aber seien Sie aufrichtig und beschönigen Sie nichts!«

»Ich habe nichts zu beschönigen. Vorgestern vormittags besuchte ich die Ausstellung im Künstlerhaus. Ich hatte eine bestimmte Absicht dabei. Mein Mann war am Firnistag unter den geladenen Gästen dort gewesen. Ich selbst war damals durch ein leichtes Unwohlsein verhindert. Als er nach Hause kam, sprach er mit Entzücken von einem Gemälde, einem Interieur der Malerin Olga Wisinger-Florian. Ich hörte das mit Vergnügen und fasste sofort den geheimen Plan, das Bild zu kaufen.«

»Ich kenne das Bild, Gräfin. Auch ich bin entzückt davon. Es ist mit großartiger Bravour gemalt und von wunderbarer Feinheit und Geschlossenheit in der Farbenwirkung. Auch ich habe mich um den Preis erkundigt. Es kostet achttausend Kronen.«

»Das stimmt alles, Herr Dagobert. Ich wollte also das Bild erst ansehen, obwohl ich bereits entschlossen war, es zu kaufen. In vier Wochen ist der Geburtstag meines Mannes, und ich wollte ihn damit überraschen. Auch lag mir daran, der Künstlerin eine Freude zu machen. Ich verkehre mit ihr freundschaftlich und habe in ihrem Hause in angenehmer Gesellschaft Soireen mitgemacht. Das wäre also eine hübsche Revanche gewesen.«

»Haben Sie das Bild gekauft, Exzellenz?«

»Ich werde es kaufen – vorausgesetzt, dass nach dem, was vorgefallen ist, mir noch die Mittel bleiben werden. Das Bild hat aber mit meinen Sorgen nichts zu tun.«

»Das kann ich mir denken. Ich fragte nur, weil ich sonst vielleicht selbst mich doch noch entschließen würde.«

»Die Ausstellungssäle waren recht leer. Sie wissen, dass Ausstellungen und Galerien sehr müde machen. Ich setze mich also auf einen der herumstehenden Diwane, um ein wenig auszuruhen. Da tritt ein eleganter Herr an mich heran und grüßt. Ich erkenne ihn erst nicht, erhebe mich aber dann rasch und freudig erregt und strecke ihm beide Hände entgegen. Ein alter lieber Bekannter von mir und Violet aus der Zeit unseres Berliner Engagements, der geniale und sehr angesehene Rechtsanwalt Doktor Oskar Feld!«

»Wie sagten Sie, Gräfin?«

»Doktor Oskar Feld.«

»Ach so! Da geht mir allerdings ein Licht auf!«

»Ich wollte, es wäre mir beizeiten aufgegangen! Ich begrüße ihn also sehr freundschaftlich, erzähle ihm auch gleich brühwarm, weshalb ich die Ausstellung besucht habe, erzähle ihm von meinem Mann, und was ich für ein großes Glück gemacht hätte, wie man eben einem alten Freund erzählt, den man ewig lange nicht gesehen hat.«

»Sie wussten nicht, Exzellenz, dass der Mann als Rechtsanwalt infam kassiert worden ist, und dass er seither der Reihe nach die großen Hauptstädte des Kontinents mit seiner Gegenwart beehrt, um sich recht und schlecht als Hochstapler fortzubringen?«

»Nein, Käthe wusste es nicht«, warf hier Frau Violet ein, »hat es aber noch an demselben Tage von mir erfahren.«

»Ich wusste es nicht«, bestätigte die Gräfin, »fand aber sehr bald Anlass, meine rasche Red- und Vertrauensseligkeit zu bedauern. Vielleicht wenn ich bei dieser zufälligen Begegnung nichts über meine gesellschaftliche Stellung und meine Verhältnisse ausgeplaudert hätte ...!«

»Beruhigen Sie sich, Gräfin«, sagte Dagobert ernst. »Das war keine zufällige Begegnung. Solche Leute gehen nicht zum Vergnügen in menschenleere Kunstausstellungen. Das war ein ausgespäter und wohlvorbereiteter Überfall. Ich fange an, klar zu sehen. Bitte, erzählen Sie weiter!«

»Ja, wahrhaftig, Herr Dagobert! Es war ein vorbereiteter Überfall, sonst hätte unmöglich alles so klappen können. Wie ich so in aller Freundschaft und Herzlichkeit mit ihm rede, wird er auch zutraulich, versichert, dass auch seine Gefühle dieselben geblieben seien, und dass er mich noch immer so liebe wie früher. Das war also die erste Unverschämtheit, denn von Liebe ist zwischen uns niemals auch nur mit einem Wort die Rede gewesen. Es kam aber noch schlimmer. Als Beweis, wie sehr er mich liebe, möge nur dienen, dass er einen Brief von mir stets an seinem Herzen trage und sich nie im Leben von ihm trenne. *Zweite Unverschämtheit!*, dachte ich mir. Später habe ich dann allerdings aufgehört, zu zählen. Ich erinnerte mich nicht, ihm jemals einen Brief geschrieben zu haben, und sagte ihm das entrüstet rund heraus. Da holte er seine Briefftasche hervor und entnahm ihr mit aller Sorgfalt einen Brief.«

»Sie sehen, dass die Sache vorbereitet war!«

»Er hob ihn aus dem Umschlag und ließ mich einen Blick in ihn tun.«

»War es eine Fälschung?«

»Nein, es war meine Handschrift. Die Schlusszeilen, die ich las, waren für mich einfach niederschmetternd. Ich schäme mich, davon nur zu reden.«

»Gleichwohl müssen Sie mir alles sagen, Gräfin.«

»Ich sehe ein, dass Sie alles wissen müssen, Dagobert. Dort stand zu lesen: *Wir erwarten dich bestimmt, mein Schatz. Mit tausend Küssen – deine Käthe Gracht.*«

»Wie viel hat er für den Brief verlangt?«

»Das kommt erst später. Erst müssen Sie mir gestatten, mich zu rechtfertigen. Herr Dagobert! Halten Sie mich für fähig ... glauben

Sie wirklich ... es ist entsetzlich! ... dass ich ein unerlaubtes Verhältnis ...!»

»Ich halte Sie fähig, Exzellenz – einer Unklugheit. Die haben Sie begangen.«

»Wer konnte aber an so etwas denken! Herr Dagobert, Sie wissen ganz gut, dass bei den Leuten vom Theater der Verkehrston ein leichter und ungezwungener ist. Man ist gleich dabei, sich mit Freunden und guten Bekannten zu duzen. Hier sitzt Violet als Zeugin. Haben wir uns nicht auch mit Ihnen geduzt, Herr Dagobert? Und ist deshalb niemals auch nur ein unziemliches Wort zwischen uns gefallen?«

»Niemals, meine Gnädigste. Ich kannte Sie beide zu gut, um nicht genau zu wissen, dass ich mir auch nicht das Geringste hätte erlauben dürfen.«

»Beim Burgtheater mag das ja anders sein. Das sind förmlich Hof- und Staatsbeamte, aber in der Provinz und auf der Schmiere! So haben wir also auch den großen, den berühmten Rechtsanwalt geduzt, der viel unter uns verkehrte und ein brillanter Gesellschafter war. Einmal hatten Violet und ich einen lustigen Abend veranstaltet. Es waren viele reiche und berühmte Leute dazu eingeladen, und es sollte eine Art Komiteesitzung werden. Wir hatten nämlich vor, zugunsten einer armen, alten und kranken Kollegin eine Wohltätigkeitsvorstellung zusammenzubringen. Feld, der als glänzender Redner einen Ruf hatte, sollte dabei eine schöne Rede halten und damit Stimmung für unser Unternehmen machen. Er sprach auch großartig, und wir konnten die Sache gut durchführen und unserer alten Freundin einen Reinertrag von zweitausendachthundert Mark übergeben. Um Feld nun sicher zu haben, zu gewinnen, schrieb ich ihm damals in jener scherzhaften Herzlichkeit. Ich kann aber beschwören bei allem, was mir heilig ist, dass er niemals auch nur einen einzigen Kuss wirklich bekommen hat. Die stehen nur auf dem Papier!«

»Immerhin hat er nun eine gefährliche Waffe in der Hand!«

»Dessen sollte ich zu meinem Schrecken sehr bald innerwerden.«

»Was hat er verlangt?«

»Zunächst erklärte er, dass er ganz zufällig in missliche Umstände geraten sei. Er wohne hier in einem der ersten Hotels ... die erwarteten Geldsendungen seien ausgeblieben ... ich müsse ihn flott machen.«

»Exzellenz ließen sich einschüchtern!«

»Ich versprach, ihn nicht steckenzulassen. In dem Augenblick hätte ich ihm das Blaue vom Himmel herunter versprochen, aber dann, nachdem ich mir seine Adresse hatte geben lassen, kam doch noch etwas, was ich trotz alledem nicht versprechen konnte, was mich einfach starr machte. Er meinte, er werde die Geldaushilfe als kleinen Freundschaftsdienst mit Dank annehmen, aber eigentlich sei es ihm nicht darum zu tun gewesen, obwohl er sie selbstverständlich unverzüglich erwarte. Was er von mir wolle, sei etwas anderes. Er strebe eine seinen Fähigkeiten und Kenntnissen entsprechende Lebensstellung an. Die könne und müsse ich ihm verschaffen. Ich solle es durchsetzen, dass er als Privatsekretär meines Mannes angestellt werde.«

»Sonst nichts? Nun, Gräfin, glauben Sie noch immer an das zufällige Zusammentreffen?«

»Ich glaubte schon damals nicht daran. Er gab sich keine Mühe, sich nicht durchschauen zu lassen. Noch wusste ich nicht, wie es wirklich um ihn stand. Alle näheren Einzelheiten erfuhr ich später erst durch Violet, aber ich wusste doch schon genug, um über die freche Zumutung auf das Tiefste empört zu sein. Ich sollte mit ihm konspirieren, ihn zu meinem Mann bringen, ins Haus nehmen! Ich wandte mich, ohne eine Antwort zu geben, zum Gehen. Er hielt mich aber fest und sagte mit großer Bestimmtheit, während er mir drohend ins Auge sah: ›Sie werden es tun!‹ Ich schüttelte den Kopf, er wiederholte aber: ›Sie werden es bestimmt tun!‹ Dabei schlug er sich mit der flachen Hand auf die Brust, da, wo er die Briefftasche hatte, in der sich mein Brief befand.«

»Kein Zweifel – der Mann versteht sein Geschäft!«

»Ich flüchte mich halb ohnmächtig ins Sekretariat, wo ich noch

wegen des Ankaufs einiges zu besprechen hatte, und bringe dort das Nötige in Ordnung. Wie ich mich dann zu meinem Wagen begeben werde, wird mir der Wagenschlag, statt von meinem Bedienten, von einem respektabel aussehenden älteren Herrn gehalten. Während ich einsteige, sagt er leise zu mir: ›Exzellenz haben in der Ausstellung mit einem Herrn gesprochen ...‹«

»Allerdings. Was ist's damit? Wer sind Sie?«

Er neigte sich in den Wagen und schlug dabei seinen Überrock ein wenig zurück, so dass ich den messingenen Doppeladler an seinem Rockaufschlag sehen konnte!«

»Ah, ein Detektiv!«, rief Dagobert. »Wahrscheinlich der alte Maurer. Ein ganz tüchtiger Mensch. Man merkt doch gleich, dass mein Freund, der Oberkommissar Doktor Weinlich, vom Urlaub wieder zurück ist! Was wollte er?«

»Er sagte: ›Ich wollte mir nur untertänigst erlauben, eine Warnung auszusprechen!‹ Damit schloss er den Wagenschlag, und ich fuhr davon, ganz betäubt von dem, was ich erlebt hatte. Gleich nach Tisch suchte ich Violet auf, um mich mit ihr zu beraten. Ich habe sonst niemanden auf der Welt, dem ich mich hätte anvertrauen können.«

»Käthe wusste«, nahm hier Frau Violet das Wort, »dass ich den Mann kannte, und zufällig konnte ich ihr auch völlig die Augen über ihn öffnen.«

»Und was haben Sie geraten, Frau Violet?«, fragte Dagobert.

»Natürlich waren Sie mein erster Gedanke, Dagobert. Ich sagte sofort: Wenn uns ein Mensch auf der Welt helfen kann, so sind Sie es!«

»Vielen Dank für die gute Meinung, Frau Violet, aber seither sind zwei Tage vergangen! Haben Sie gar nichts getan?«

»O doch, Dagobert, aber ich getraue mich gar nicht, es zu sagen!«

»Sie haben also ein schlechtes Gewissen, Frau Violet?«

»Ja, Sie werden uns auszanken ... ich kenne Sie ... aber wir konnten doch nicht anders.«

»Erzählen Sie, bitte!«

»Käthe wollte ihm Geld schicken, hatte aber augenblicklich nur zweitausend Kronen zur Verfügung. Ich fürchtete, dass das zu wenig sein werde und legte noch einen Tausendkronenschein bei. Ich weiß, dass Ihnen so etwas ganz gegen den Strich geht. Sie stehen auf dem Standpunkt, dass man sich durch einen Erpresser nicht einschüchtern lassen darf und ihn vom Fleck weg verhaften zu lassen hat.«

»So vom Fleck weg geht das nicht immer, aber sonst ist das im Allgemeinen allerdings mein Standpunkt. Was aber nun unseren besonderen Fall betrifft, so werde ich die Damen nicht auszanken. Sie haben ganz richtig gehandelt. Wäre ich dabei gewesen, so hätte ich sogar vielleicht geraten, noch einen Tausendkronenschein mehr beizulegen. Frauen sind in diesem Punkt manchmal ein bisschen kleinlich. Immerhin wurde auch so der Zweck erreicht, ihm für einige Zeit den Mund zu stopfen. Darauf kam es allein an. Wie die Dinge lagen, hätte sich am Ende auch eine Verhaftung bewerkstelligen lassen, aber wir mussten befürchten, dass dann doch eine Notiz darüber in die Zeitung kommt. Man hätte weiter geforscht, und man hätte es herausgebracht – es ist eine Erpressung an der Gräfin Soundso versucht worden. Das musste vermieden werden. Auch so eine Notiz schon kann zu einer Katastrophe werden. Sie haben ihm also das Geld geschickt. Hat er darauf ein Lebenszeichen gegeben?«

»Ja«, antwortete die Gräfin entrüstet. »Er hatte die Unverschämtheit, mir zu schreiben. Der Brief kam mit der übrigen Post, während wir beim Frühstück saßen. Mein Mann war mit seinen eigenen Briefen beschäftigt, ist im Übrigen viel zu ritterlich gesinnt, um sich um meine Korrespondenz zu bekümmern. Er weiß ganz gut, dass ich sein Vertrauen niemals täuschen würde.«

»Was schreibt der Biedermann? Kann ich den Brief sehen?«

»Ich habe ihn verbrannt.«

»Sie haben recht getan. Darf ich den Inhalt erfahren?«

»Ich habe mir ihn genau gemerkt. Er schrieb: Exzellenz Frau

Gräfin! Mit Dank bestätige ich den richtigen Empfang der kleinen Abschlagszahlung auf Ihre Schuld und sehe gern baldigen und doch etwas ausgiebigeren Fortsetzungen entgegen. Dabei bitte ich Sie, die Hauptsache nicht zu vergessen, damit ich nicht genötigt bin, meine gerechten Ansprüche vor der Öffentlichkeit geltend zu machen!«

»Das ist der Gipfel der Unverschämtheit!«, rief Dagobert wütend aus. »Der Mann fühlt sich vollkommen sicher und ... gestehen wir es uns nur ... er ist es auch, solange er im Besitz jenes Briefes ist. Wir können ihn verhaften, einsperren, ausweisen lassen, aber er hat den Brief, und das ist eine Waffe, mit der er Unheil anrichten kann, auch vom Ausland her. Er braucht sich nur mit einem skandalsüchtigen Winkelblatt in Verbindung zu setzen.«

Gräfin Käthe war außerordentlich aufgeregt. Die Tränen schossen ihr aus den Augen, und sie versicherte schluchzend, dass sie einen solchen Skandal ganz bestimmt nicht überleben würde. Ihr Mann sei die Güte und Großmut selber, und nun solle sie Schmach auf sein Haupt häufen. Sie könne nicht wie ein gehetztes Wild weiterleben, und sie werde den Tod der Schande vorziehen.

Frau Violet weinte mit und versuchte doch zu trösten. Jener schreckliche Brief sei ja eigentlich gar nicht so schlimm, wenn er nur genügend aufgeklärt werde.

»Die Öffentlichkeit interessiert sich nur für den Skandal, nicht für die Aufklärung!«, rief die Gräfin verzweifelt.

»Wir haben aber doch Herrn Dagobert!«, tröstete Frau Violet weiter. »Wenn er sich unser annimmt, kann noch alles gut werden. Dagobert, Sie müssen uns helfen!«

Bei dieser persönlichen Apostrophe fuhr Dagobert auf. Er war so in Gedanken vertieft gewesen, dass er das letzte Zwiegespräch der beiden Damen ganz überhört hatte.

»Ich glaube, Exzellenz«, sagte er ruhig, »dass Sie keinen Grund zur Sorge haben. Einen großen Vorteil haben wir in dem Kampf mit jenem Schurken jetzt schon voraus. Wir kennen seine Waffe. Es existiert doch nur dieser eine Brief?«

»Nur dieser eine, Herr Dagobert, und ganz bestimmt kein anderer!«

»Also – wir kennen den Inhalt des Briefes. Wir wissen, dass er im Grunde harmlos ist, und dass es trotzdem die verderblichsten Folgen haben müsste, wenn darüber gesprochen werden sollte. Zunächst müssen wir also den Mann noch hinhalten. Möglich, dass das vorläufig noch Geld kosten wird. Das spielt keine Rolle. Sollten Ihnen, Exzellenz, gegenwärtig die etwa erforderlichen Mittel unauffällig nicht erreichbar sein, so stehe ich Ihnen natürlich mit jedem gewünschten Betrag zur Verfügung. Darüber ist kein Wort zu verlieren.«

»Worin aber steckt der Vorteil, den Sie erwähnten, Herr Dagobert?«

»Darin, dass wir den Brief kennen, und dass wir wissen, wo er sich befindet.«

»Er wird sich den Brief nicht entreißen lassen!«

»Man wird ihn vielleicht nicht fragen!«

»Sie können es nicht auf einen Eklat ankommen lassen!«

»Natürlich nicht. Wir müssen vorläufig auf seine Wünsche eingehen. Auch das mit der *Hauptsache* muss in Erwägung gezogen werden. Ich habe es wohl überlegt. Wir dürfen ihn auf keine Weise reizen und so zu irgendwelchen verzweifelten Versuchen treiben.«

»Aber, Herr Dagobert, das ist doch unmöglich. Ich kann ihn nicht ins Haus nehmen, und es wäre schmachvoll, wenn ich meinem Mann zureden wollte, ihm in seiner Umgebung eine Vertrauensstellung zu verleihen!«

»Eine Vertrauensstellung können Sie einer solchen Persönlichkeit natürlich nicht verschaffen«, sagte Dagobert. »Jetzt komme ich aber dazu, doch meine Strafpredigt an Frau Violet anzubringen. Sie sehen, meine Gnädigste, wie es durchaus nicht gut ist, vor dem Gatten Geheimnisse zu haben. Die Gräfin nehme ich aus. Sie ist da in einer außergewöhnlichen Lage und so gewissermaßen im Stande der Notwehr. Grumbachs Mithilfe wäre uns jetzt sehr von-

nöten. Ich bin also dafür, dass er eingeweiht werde. Erstens einmal, weil es durchaus nicht angeht, dass zwischen Mann und Frau ein Geheimnis bestehe, und zweitens – weil wir ihn brauchen.«

»Was kann mein Mann da tun?«, fragte Frau Violet.

»Das will ich Ihnen erklären, meine Gnädigste. Die Gräfin wird ihren *Schützling* wissen lassen, dass sie sehr gern bereit sei, ihm die gewünschte Stellung zu verschaffen, dass es aber derzeit unmöglich sei. Die Stelle sei besetzt, und es müsse dem gegenwärtigen Sekretär erst gekündigt werden. Er werde einsehen, dass sich solche Dinge nicht von heute auf morgen richten lassen. Um ihn aber für die Zwischenzeit zu versorgen, werde sie trachten, ihm durch warme Empfehlungen eine ähnliche Stelle in einem anderen großen Haus zu verschaffen. Jenes andere große Haus soll ... das Haus Grumbach sein!«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, Dagobert«, fuhr da Frau Violet dazwischen, »dass ich meinem Mann damit kommen würde?«

»Ich glaube, dass sich das sehr empfehlen würde. Herr Feld wird es schon wissen oder es doch sehr leicht erfahren können, dass Grumbach zu den ersten und angesehensten Persönlichkeiten der Stadt gehört, und er wird gern zugreifen. Um die Arbeit ist es ihm natürlich nicht zu tun, aber so ein erstklassiges Haus, das des Präsidenten des Klubs der Industriellen, ist ein prachtvolles Sprungbrett für weitere Hochstapeleien.«

»Und dazu soll ich mithelfen, Dagobert?«

»Sie sollen zunächst Ihren Gemahl ins Vertrauen ziehen, Frau Violet. Ist er einmal unterrichtet, dann besteht auch keine Gefahr mehr.«

»Ich danke schön für diese Beruhigung, Dagobert, aber weder möchte ich mit jenem Herrn in Berührung kommen, noch zulassen, geschweige denn mithelfen, dass mein Mann sich mit ihm einlässt.«

»Ausreden lassen, meine Gnädigste! Nicht so hatte ich es gemeint. Grumbach wird jenen schätzenswerten und so glänzend empfohlenen Herrn empfangen, sehr liebenswürdig empfangen

und ganz untröstlich sein, den Wunsch der verehrten Exzellenzfrau nicht sofort erfüllen zu können. In seinem Haus ginge es dermalen absolut nicht, aber er wolle gern alles tun, was in seinen Kräften stehe, schon um der so beachtenswerten Empfehlung willen. Vielleicht dass der Herr Vizepräsident ...? Er glaube zu wissen oder gehört zu haben, dass er einen fähigen Privatsekretär suche.«

»Aber der Herr Vizepräsident sind ja Sie, Dagobert!«

»Allerdings habe ich die Ehre, das zu sein, also auch ein leidlich großer Herr. Fassen Sie nun alles ins Auge. Ich würde ihm sehr günstige Bedingungen stellen, dann solche Protektionen und solche Zukunftsaussichten! Ich glaube, unser Ehrenmann dürfte darauf eingehen.«

»Und Sie würden ihn wirklich zu sich nehmen?«

»Ich wünsche nichts sehnlicher. Ich leide nämlich bitteren Mangel an Privatsekretären. Das wäre das einfachste und sicherste Mittel. Sollte er nicht darauf eingehen, dann allerdings müssten wir ein anderes Mittel suchen. Darüber uns den Kopf zu zerbrechen, können wir uns für später aufsparen.«

Es kam, wie Dagobert es vorausgesehen hatte: Doktor Oskar Feld war bei Dagobert als Privatsekretär eingetreten.

Dagobert kam nach wie vor zweimal wöchentlich zum Speisen zu Grumbachs, und die einzige Abwechslung im Programm war nur die, dass an jenen Tagen nun auch Gräfin Käthe zum kleinen Schwarzen erschien. Natürlich bildete da immer der neue Privatsekretär den Mittelpunkt der Unterhaltung. Man wurde nicht müde, Dagobert auszufragen, und konnte nicht genug hören, aber Dagobert war namentlich in den ersten Tagen recht zurückhaltend mit seinen Äußerungen.

»Ich muss den Mann erst studieren«, pflegte er zu sagen, wenn er gedrängelt wurde. Erst nach und nach wurde er mitteilbarer

und fügte so Zug um Zug zu einem Charakterbild, das sein volles Interesse in Anspruch nahm.

»Ich muss sagen«, versicherte er einmal bei einer solchen Zusammenkunft, »dieser Doktor Feld ist die interessanteste Gaunerfigur, die mir seit Langem vorgekommen ist. Ein Problem, mit dem sich zu beschäftigen, es wohl der Mühe wert ist. In ihm sind Fähigkeiten, Intelligenz und Kenntnisse vereinigt, wie man sie selten findet. Ich sage Ihnen, man könnte ihn jeden Augenblick zum Minister machen, und er würde seinen Mann stehen. Ich selbst könnte mit einem solchen Sekretär zur Seite wie im Himmel leben. Er weiß, er versteht, er kann alles, und ich könnte ruhig die Hände in den Schoß legen und alle meine Geschäfte ihm überlassen. Er hat förmlich meine Sympathien gewonnen, und er tut mir ordentlich leid; denn er ist doch verloren. Er muss an der völligen Haltlosigkeit und Niedrigkeit seines Charakters zugrunde gehen. All seine glänzenden Eigenschaften vermögen keine Hemmungen zu schaffen gegen die Versuchungen, die seiner Charakteranlage entspringen. Es ist eine komplizierte Natur, und ich weiß nicht, ob da nicht ein Verteidiger mit Erfolg auf eine krankhafte Veranlagung, direkt auf *moral insanity* plädieren könnte.«

»Sie vergessen, Herr Dagobert«, gab Gräfin Käthe zu bedenken, »dass es mir hier nicht um das *Problem* zu tun ist, sondern um meinen Brief!«

»Ich habe das nicht vergessen, Exzellenz! Sie können sich denken, dass ich auch schon in seiner Abwesenheit alle seine Sachen sehr genau durchsucht habe.«

»Den Brief haben Sie nicht gefunden?«

»Ich hatte nicht erwartet, ihn zu finden. Ich wollte mich nur vergewissern, dass er ihn wirklich immer bei sich trägt. Daraufhin konnte ich dann schon etwas wagen. Es wird Sie vielleicht interessieren, Gräfin, zu erfahren, dass ich mich persönlich davon überzeugt habe, dass der Brief sich wirklich noch dort befindet, wo er vor Ihren Augen wieder verwahrt worden ist – in seiner Brieftasche.«

»Wie konnten Sie das, Herr Dagobert?«

»Er war sehr spät in der Nacht heimgekommen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich ihn scharf beobachten lasse. Ein jeder seiner Schritte ist bewacht, und ich weiß auch auf den Kreuzer genau, was er ausgibt. Es ist nicht wenig. Der Mann lebt gut und hat noble Passionen, die häufig recht niedrige Passionen sind. Er ist Stammgast in den feineren Kabarets, trinkt fleißig Sekt, spielt und verliert beträchtlich und unterhält Liebschaften, die man billige nennen darf, wenn sie auch kostspielig sein mögen. Und das alles, Gräfin, vorläufig auf Ihre Kosten! Er muss eine eiserne Natur haben. Denn bei all diesem wüsten Leben ist er am Tage vollkommen frisch und seine Arbeitsleistung im Dienste eine tadellose. Das soll ihm ein anderer nachmachen! Ich habe doch auch meinen wilden Hafer gesät, aber ...«

»Sie wollten von dem Brief erzählen, Herr Dagobert!«

»Ich bin dabei. Er war also sehr spät heimgekommen. Am Morgen betrat ich sein Zimmer. Er schlief sehr fest. Ich näherte mich seinem Bett. Auf seinem Nachtkästchen lag neben seiner Uhr die Briefftasche. Ich riskierte es, sie in die Hand zu nehmen, während ich ihn im Auge behielt. Er schlief fest und ruhig. Ich öffnete die Briefftasche und – ich hatte Ihren Brief in der Hand, Exzellenz!«

»Sie haben ihn dann doch an sich genommen, Herr Dagobert?«

»Ich habe ihn wieder in die Briefftasche gesteckt, diese wieder auf das Nachtkästchen gelegt und mich dann unbemerkt davongemacht. Ich wusste, was ich wissen wollte und was ich wissen musste.«

»Ja, aber um alles in der Welt, Herr Dagobert, warum haben Sie ihm da den Brief nicht gleich weggenommen?«

»Ich meine auch, Freund Dagobert«, mischte sich da der Hausherr ins Gespräch, »das wäre doch die einfachste und radikalste Lösung gewesen.«

»Eine Unklugheit wäre es gewesen«, entgegnete Dagobert ruhig, »und wir hätten ihm nur eine Waffe mehr in die Hand gedrückt. Wer hat denn den Skandal zu fürchten – er oder wir? Er

hätte die Diebstahlanzeige gemacht. Ein Brief Ihrer Exzellenz ist ihm gestohlen worden! Das Aufsehen! Warum hat man den Brief gestohlen? Die ganze Welt hätte sich den Kopf darüber zerbrochen, was in dem Brief wohl gestanden haben mag, und das Übel wäre nur ärger geworden, als es jetzt schon ist. Man hätte Schlimmeres gemutmaßt, als wozu der immerhin unkluge, aber doch aufzuklärende Brief selbst berechtigt hätte. Dann hätte die Erpressung nur noch mit doppelter Dampfkraft fortgesetzt werden können. Nein, mein lieber Grumbach, so werden solche Sachen nicht gemacht. Von allem anderen aber abgesehen, meine Herrschaften – ich stehle nicht! Ich arbeite im Dienst der Gerechtigkeit, muss manchmal, um zum Ziele zu gelangen, Schleichwege wandeln, aber ich werde niemals, und sei die Versuchung noch so groß, selbst eine Ungesetzlichkeit, ein Unrecht begehen, um dem Recht zum Sieg zu verhelfen.«

»Dagobert hat wieder einmal recht«, bekannte Grumbach. »So ging es wirklich nicht. Wie soll es aber nun angestellt werden?«

»Darüber hoffe ich bald berichten zu können.«

Die Geduld der Beteiligten wurde auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Bei den nächsten zwei, drei Zusammenkünften hatte Dagobert nichts von Belang zu erzählen oder wollte nicht. Er war wortkarg und begnügte sich damit, bereits Bekanntes vorzubringen, Rühmliches über die Fähigkeiten und die Arbeitskraft Doktor Felds und Unrühmliches über seinen Charakter. Erst etwa zehn Tage nach jener Unterredung zeigte er sich wieder aufgeräumter, sodass die Gräfin, die schon ganz verzagt gewesen war, wieder Hoffnung schöpfte. Als sie ihn so heiter sah, blickte sie fragend und bittend zu ihm auf.

»Es geht gut, Exzellenz«, erwiderte er auf ihre stumme Frage, sich die Hände reibend. »Er bestiehlt mich schon!«

»Und das freut Sie so sehr, Herr Dagobert?«

»Ja, Gnädigste, ich freue mich wie ein Kind, dem man etwas geschenkt hat.«

»Und was weiter?«

»Sonst nichts. Sonst absolut nichts Neues.«

»Und das ist das ganze Resultat Ihrer bisherigen Bemühungen?«

»Das Ganze. Ich bin sehr befriedigt davon.«

»Ach, Herr Dagobert, ich fürchte, wir sind noch weit vom Ziel. Sie können ihn nun verhaften und einsperren lassen, aber damit ist mir noch sehr wenig gedient. Ich muss meinen Brief haben!«

»Mir ist es um nichts anderes zu tun, als um den Brief. Mir liegt gar nichts daran, dass er eingesperrt werde.«

»Sie glauben, dass, wenn Sie ihn des Diebstahls überführen, er Ihnen als Entschädigung den Brief ausfolgen wird?«

»Ich denke nicht daran! So ein Esel ist er nicht. Er hat nur bisher siebenhundertzweiundachtzig Kronen gestohlen. Der Brief ist seine Hunderttausend wert. Solche Geschäfte macht er nicht. Er darf gar nicht ahnen, dass ich von dem Brief Kenntnis habe und in dessen Besitz gelangen möchte.«

»Was wollen Sie also nun tun, Dagobert?«

»Ich bitte nur noch um vierundzwanzig Stunden Geduld. Der Hauptschlag ist vorbereitet, und er soll, wenn alles klappt, im Laufe des morgigen Tages geführt werden. Machen Sie sich darauf gefasst, Exzellenz, morgen wird es einen blamierten Europäer mehr geben: Das wird der Doktor Feld sein – oder ich!«

»Im letzteren Fall würde dieser Europäer – eine Europäerin sein. Ich beschwöre Sie, Herr Dagobert, nehmen Sie die Sache nicht scherzhaft und nicht leicht. Mir hängt das Leben daran!«

»Seien Sie versichert, Gräfin, dass ich den Ernst der Sachlage vollkommen würdige. Auf morgen denn!«

Gräfin Käthe war ganz blass vor innerer Erregung, als sie am nächsten Tag zur verabredeten Zusammenkunft bei Grumbachs erschien, und erkundigte sich sofort angelegentlich, ob endlich etwas geschehen sei.

»Ich habe allerdings heute einige Mitteilungen zu machen«, erwiderte Dagobert ruhig und mit einem beinahe schläfrigen Gesichtsausdruck.

»Ach, Herr Dagobert, nicht auf Mitteilungen warte ich, auf den

Brief, den Brief!«

»Die Mitteilungen betreffen den Brief, Gräfin«, versicherte er langsam und mit einem fast unerträglichen Phlegma. »Ich vermute, Sie werden nicht mehr lange zu leiden haben. Also hören Sie: Ich habe bereits meiner Befriedigung Ausdruck gegeben, dass Herr Doktor Feld mich bestiehlt.«

»Ja, das haben wir schon gehört«, warf hier Frau Violet ein, die nun schon selbst ungeduldig wurde.

»Ich möchte nur bemerken«, fuhr Dagobert fort, »dass das Bestohlenwerden an sich sonst nicht zu meinen besonderen Vergnügungen zählt. Hier war es mir angenehm, dass diese Tatsache mir die Richtigkeit meiner Kombination bestätigte. Was ein richtiger Hochstapler ist, und Doktor Feld hat Anspruch darauf, zu den besseren Hochstaplern gezählt zu werden, verschmäht auch einen kleineren oder größeren Diebstahl nicht, wenn sich die passende Gelegenheit dazu ergibt. Für solche Gelegenheiten hatte ich nun reichlich gesorgt, und Feld benutzte sie fleißig. Ich bin sonst ein Pedant in Geldsachen. Hier markierte ich geniale Sorglosigkeit und Zerstreutheit. Ich bezeichnete ihm meine obere Schreibtischlade links als meine Geldlade. Jede Post brachte mir Geldsendungen – das hatte ich schon so arrangiert – und ich legte die Beträge vor seinen Augen in jene Lade oder hieß ihn sie hineinlegen. Aus der Lade heraus ließ ich ihn wirtschaften, wenn es Geld abzusenden galt, und er war berechtigt, aus ihr Rechnungen zu bezahlen, wenn diese in meiner Abwesenheit anlangten. Es herrschte eine gräuliche Unordnung in der Lade – scheinbar. In Wirklichkeit wusste ich natürlich auf den Heller genau, wie es mit der Kasse stand.

Unser Ehrenmann braucht sehr viel Geld. Sein Nachtleben ist kostspielig. In den letzten Nächten hat er besonders hoch und mit besonderem Unglück gespielt. Es ist für einen Hochstapler ein ganz unverzeihlicher Fehler, wenn er sich nicht auf das Falschspielen versteht. Ich wusste, dass es nun mit seinen Finanzen sehr schlecht bestellt sei, und es sollte mich nicht wundern, Exzellenz,

wenn bereits in allernächster Zeit wieder ein dringender Mahnbrief bei Ihnen anlangen sollte.«

»Ist bereits angekommen, Herr Dagobert«, erwiderte die Gräfin tränenden Auges, »heute Morgen angekommen, und ich wollte Sie fragen, wie ich mich jetzt verhalten soll.«

»Ich denke, wir werden ihn nicht beantworten. Er war also vollständig fertig und sehr in der Klemme. Bei der letzten Partie war er so hängen geblieben, dass er blank wurde und außerdem noch auf achthundert Kronen Bons ausstellte, die heute Vormittag eingelöst werden mussten. Darauf baute ich meinen Plan. Wegen lumpiger achthundert Kronen geht ein Mann, der solche Ressourcen hat, nicht durch. Für meine Lade war der Betrag doch zu groß, dass er auf einen einmaligen Angriff unbemerkt hätte verschwinden können. Dem Mann musste also auf andere Weise geholfen werden.«

»Wie Dagobert für seinen Schützling besorgt ist!«, meinte lächelnd Frau Violet.

»Ja, ich habe ihn ins Herz geschlossen. Ich musste besorgt sein um ihn. So wie er also heute Morgen aufgestanden war, läute ich ihn zu mir herein und bitte ihn, in meinem Namen an die Nummer 92001 zu telefonieren. Das ist die Nummer des Wagen- und Pferdeverleihers Heimel. Er möchte sofort einen Phaethon mit zwei Rappen schicken, da meine Pferde unpässlich seien. Eine Viertelstunde später war mein Freund, der Oberkommissar Doktor Weinlich, bei mir, ein feiner, von mir hochgeschätzter Kriminalist! Ihnen kann ich es ja gestehen, dass jene Telefonnummer nur eine Deckadresse ist. Wenn Dagobert Trostler telefoniert, wird die Botschaft sofort telefonisch an die richtige Adresse weitergegeben. Meinen Sekretär hatte ich inzwischen mit einigen schriftlichen Arbeiten auf sein Zimmer geschickt. Ich konnte also ungestört mit Weinlich verhandeln.

›Sehen Sie sich diese Tausendkronennote an‹, sagte ich ihm, als er Platz genommen hatte. ›Ich vermute, dass sie mir sehr bald gestohlen werden wird. Unsere Aufgabe wird es dann sein, sie wie-

der zustande zu bringen. Um aber sicher zu gehen und unliebsamen Verwechslungen vorzubeugen, wollen wir sie doch mit einem unauffälligen Merkmal versehen. Sehen Sie, ich mache hier mit einer feinen Nadel auf der deutschen Textseite in der linken Ecke oben im Dreieck drei Punkte. Die Spur glätte ich jetzt mit dem Falzbein, um sie nicht zu deutlich erscheinen zu lassen. Jetzt kann man die Spur mit bloßem Auge überhaupt nicht mehr sehen, wohl aber, wie Sie sich überzeugen können, mit dem Mikroskop. Trauen Sie sich zu, die Note mit Sicherheit wiederzuerkennen?<

›Umso mehr, geehrter Freund, als ich mir inzwischen schon ihre Nummer gemerkt habe.<

›Da sieht man doch gleich den Fachmann, mit dem zusammenzuarbeiten ein Vergnügen ist! Haben Sie die gewünschten *Rappen* (zwei Geheimagenten der Polizei) mitgebracht?<

›Die Rappen stehen in der Nähe des Hauses bereit. Zu Ihrer Information: Der eine verteilt Reklamezettel für ein phänomenales Haarwuchsmittel – es ist sein Nebengeschäft; der andere ist Couleurstudent, der bei der letzten Mensur schlecht weggekommen ist. Seine edlen Züge sind durch einen Gazeverband verhüllt.<

›Ausgezeichnet!< Ich klärte ihn nun, soweit als es nötig war, auf, worauf es mir zunächst ankam, und wie er die Rappen zu unterrichten habe. Ich versprach ihm noch, dass ich mich spätestens in einer Stunde in seinem Büro einfinden werde, und dann ging er. Als er fort war, läutete ich stürmisch meinem Sekretär. Er erschien, und ich fluchte mörderisch über die tausend unnützen Sachen, mit denen ich da täglich behelligt würde. Dann raffte ich die vielen Briefe und sonstigen Schriftstücke auf meinem Schreibtisch summarisch zusammen und bepackte ihn damit. Er möge das selber nach Gutdünken erledigen und mir dann Bericht erstatten. Eilig werde wohl all das dumme Zeug nicht sein. Auf dem Tisch hatte auch der Tausender gelegen. Feld hatte ihn gesehen. In meiner Hast und Ungeduld hatte ich auch die Note in die Schriften gemengt. Ich ließ mir dann von meinem Diener in den Überrock helfen, mir Hut und Stock reichen und empfahl mich. Feld begab

sich mit seiner Last in sein Zimmer, ich aber legte den Überrock wieder ab und zog mich ins Badezimmer zurück. Ich bade also ganz gemütlich und höre dabei, wie ich es erwartet hatte, nach einer Weile Schritte im Vorzimmer und gleich darauf die Tür gehen. Feld hatte sich entfernt.

Nun kleidete ich mich rasch an und fuhr zu Doktor Weinlich aufs Amt. Ich fand ihn noch allein, aber bald bekamen wir Gesellschaft. Zunächst erschien der Reklamezettelverteiler und brachte Doktor Feld mit, der sich sofort auf das hohe Ross setzte und einen Protest gegen seine ganz unbegreifliche und ungerechtfertigte Verhaftung zu Protokoll diktieren wollte.

›Darüber werden wir später sprechen‹, erwiderte ihm Doktor Weinlich trocken. Dann wandte er sich an den Agenten: ›Führen Sie diesen Herrn auf die Abteilung III und veranlassen Sie erstens die Leibesdurchsuchung, zweitens die anthropometrischen Messungen und drittens die fotografische Aufnahme. Dann bringen Sie ihn wieder her.‹

Feld wurde abgeführt, und gleich darauf erschien der Couleurstudent mit einem fremden Herrn auf dem Plan. Meine Berechnung, Exzellenz, hatte sich also als richtig erwiesen. Doktor Weinlich hatte in meinem Auftrag die ›Rappen‹ zu einer Arbeitsteilung anzuleiten. Der eine sollte sich der Geldnote, der andere der Person Felds versichern. Ich nahm an, dass Feld die Note sofort in Umlauf bringen würde. Ich wusste, dass er noch am selben Vormittag seinen glücklichen Partner aufsuchen werde, um seine Spielschuld zu bezahlen. Man vertreibt sich ja eine aussichtsreiche Kundschaft nicht leicht. Noch war allerdings möglich, dass er die Note vorher wechseln würde. Für alle Fälle hatte der Agent die Aufgabe, die Persönlichkeit, die die Note in Empfang nehmen sollte, ferner diese selbst festzustellen. Der zweite Agent sollte Feld, nachdem er die Note verausgabt hatte, seinem Chef vorführen. Es ging alles wie am Schnürchen: Feld trat bei einem Juwelier ein, kaufte eine Busennadel und wechselte die Note. Als er den Laden verließ, nahm ihn der Reklamezettelverteiler in Empfang,

während inzwischen im Laden selbst der Student das Nötige besorgte.

Als man uns Feld wieder vorführte, war er einigermaßen betreten, unter den Anwesenden auch mich zu bemerken. Vorher hatte ich mich nämlich seinen Blicken zu entziehen gewusst. Doktor Weinlich machte seine Sache kurz und bündig. Er legte die Sachen vor sich hin, die dem Eingelieferten bei der Leibesvisitation abgenommen worden waren, dann fragte er ihm die Generalien ab und schritt zum Verhör. ›Sie haben heute eine Tausendkronennote verausgabt?‹

›Allerdings, aber hoffentlich wird hier ein anständiger Mensch noch nicht verdächtig oder gar straffällig, wenn er eine größere Note einwechselt!‹

›Unter Umständen vielleicht doch – das heißt – ein anständiger Mensch gewiss nicht. Können Sie sich ausweisen, wie Sie in den Besitz jener Note gelangt sind?‹

›Gewiss! Ich kann nachweisen, dass Ihre Exzellenz ...‹

›Um Gottes willen, Herr Dagobert!‹, fiel hier Gräfin Käthe ein. ›Hat er meinen Namen genannt?‹

›Seien Sie ganz ruhig, Gräfin, er kam nicht dazu. Doktor Weinlich schnitt ihm sofort das Wort ab. Wir werden ja sehen‹, sagte er und wandte sich dann an den fremden Herrn: Herr Hofjuwelier Bruns, haben Sie die Note bei sich, die Ihnen dieser Herr gegeben hat?‹

›Jawohl, ich habe sie bei mir.‹

›Können Sie beedien, dass es dieselbe ist, die er Ihnen gegeben hat?‹

›Jawohl, das kann ich beedien!‹

›Ist aber auch jeder Irrtum ausgeschlossen?‹

›Jeder Irrtum ist unmöglich. Sofort, nachdem ich sie eingenommen hatte, wurde sie von diesem Herrn, den ich als *Vertrauten* kannte, reklamiert. Es war mein erstes Geschäft am Tag, und ich hatte keine andere Tausendkrone in meiner Handkasse.‹

›Schön‹, fuhr Doktor Weinlich fort, ›wir werden also sehr bald

fertig sein. Wir suchen nämlich eine ganz bestimmte Note. Sehen Sie doch nach, Herr Hofjuwelier. Die Note muss die Nummer 7102 haben und in der linken Ecke oben auf der deutschen Textseite drei feine Nadelstiche im Dreieck aufweisen. Fehlen diese Merkmale, dann ist es nicht unsere Note, und ich verfüge sofort die Freilassung Herrn Doktor Felds. Stimmen sie aber, dann muss ich ihn dem Kriminal einliefern.<

Der Hofjuwelier untersuchte die Note genau und reichte sie dann herum. Die Merkmale stimmten. Feld erbleichte; er sah sich überführt. Nun mischte ich mich in die Sache, um mich mit aller Wärme für meinen Sekretär einzusetzen. Der Diebstahl sei allerdings erwiesen, aber ich erachte mich nicht für geschädigt und sei auch nicht gesonnen, die Strafanzeige zu machen. Damit sei gewissermaßen die vom Gesetz vorgesehene Schadensgutmachung vor erfolgter Anzeige erfolgt, und somit könnte wohl Herr Doktor Feld ohne Weiteres freigegeben werden.

›So einfach geht das doch nicht<, entgegnete Doktor Weinlich. ›Ich kann davon absehen, diesen Herrn dem Kriminal einzuliefern, aber ich kann nicht davon absehen, die sofortige Ausweisung über ihn zu verhängen. Sie können dagegen Berufung einlegen, Herr Doktor Feld, aber ich bemerke, dass ich Sie bis zur Erledigung der Berufung in Haft behalten müsste, und dass ich dann nicht dafür einstehen könnte, dass daraufhin nicht doch das gerichtliche Verfahren eingeleitet werden wird.<

›Ich lege keine Berufung ein<, erklärte Feld.

›Dann wären wir soweit in Ordnung. Agent Flachsmann, Sie bringen den Herrn zur Nordwestbahn und fahren mit ihm mit dem nächsten Zuge bis zur Grenze ...<

›Ich habe Ähnliches vermutet<, mischte ich mich nun wieder hinein, ›und habe deshalb das gesamte Gepäck meines Herrn Sekretärs hierherschaffen lassen. Der Wagen wartet unten vor dem Haustor.<

Feld sah mich mit einem Blicke an, den ich gern fotografiert hätte. Liebe drückte jener Blick gewiss nicht aus, aber Respekt lag

doch darin. Und dabei wusste er nicht einmal und wird es auch nie erfahren, aus welchem Grund eigentlich dieser ganze Apparat von mir aufgeboden worden war.

»Nun kann ich Ihnen auch Ihre Sachen wiedergeben«, fuhr Doktor Weinlich fort, »die Ihnen bei der Visitation abgenommen wurden. Sie werden mir nur erlauben, sie rasch durchzusehen und zurückzubehalten, was besser bei uns als bei Ihnen aufgehoben sein könnte.«

Er stöberte alles durch, behielt einige Papiere und folgte ihm dann die übrigen Sachen aus. Er gab ihm noch die Lehre mit auf den Weg, er möge sich ja nicht wieder über die Grenze herüber wagen. Es würde dann unnachsichtlich zu seiner Verhaftung und zur Wiederaufnahme des Verfahrens geschritten werden.

Damit war die Verhandlung zu Ende ... und hier, Exzellenz, haben Sie ... Ihren schrecklichen Brief!«

»Herr Dagobert!«, rief Gräfin Käthe begeistert. »Das war eine Meisterleistung von Ihnen!«

Eine teure Depesche

Sie saßen wieder zu dritt im Rauchzimmer: der Hausherr Andreas Grumbach, seine Gattin Frau Violet und Dagobert Trostler. Dagobert war wieder eine Woche verreist gewesen und hatte keine Nachricht von sich gegeben. Frau Violet war einigermaßen neugierig, zu erfahren, was er eigentlich auf seiner Reise angezettelt habe. Sie war in diesem Punkte nicht ganz der Meinung ihres Gatten gewesen, dem die diesmalige Abwesenheit Dagoberts besonders ungelegen gekommen war.

»Ich hätte ihn gerade jetzt so notwendig gehabt wie noch nie«, hatte er tiefer Verstimmung seiner Gattin geklagt. »Er wusste das, musste es wissen, und dennoch setzt er sich auf und tritt, ohne auch nur ein Wort zu sagen, eine Vergnügungsreise an!«

Frau Violet glaubte an die Vergnügungsreisen Dagoberts nicht.

Wenn der sich auf die Strümpfe machte, so hatte er sicherlich irgendeinen realen Zweck dabei im Auge, und welcher Art dieser sei, das war bei seiner bekannten großen Passion nicht schwer zu erraten. Gewiss hatte er wieder mit seinem vielfach bewährten Scharfsinn irgendeine Spur verfolgt, und Frau Violet rechnete nun darauf, dass er wie üblich Bericht über die Ergebnisse seiner Nachforschungen erstatten werde.

Dagobert aber machte keine Miene. Er rührte den Zucker in seinem kleinen Schwarzen um und blickte träumerisch den blauen Rauchringeln seiner Havannazigarre nach.

Frau Violet ärgerte sich ein wenig über den ostentativen Gleichmut, wo sie selbst doch schon so gespannt war. Sie gestattete sich auch eine spitze Bemerkung.

»Dagobert, hüten Sie sich, auch mich noch böse zu machen!«

»Auch Sie?! Wer ist denn sonst noch böse?«

»Ach, niemand – nur mein Mann.«

»Der Herr Gemahl?!«

Dagobert leistete sich einen unschuldigen Augenaufschlag und fuhr dann harmlos fort: »Du bist böse, Grumbach? Das wusste ich ja gar nicht. Darf ich mich bei dieser Gelegenheit vielleicht erkundigen, was ich eigentlich angestellt habe?«

»Das weißt du ganz gut, Dagobert. Dieses eine Mal hast du wirklich nicht sehr freundschaftlich an mir gehandelt!«

»Aber wieso denn?«

»Tu nicht so! Vorige Woche hatten wir die Sitzung der Internationalen Kommission. Du weißt, was da vorgegangen ist. Nach der Sitzung verduftest du und trittst eine Vergnügungsreise an!«

»Vielleicht war es gar keine Vergnügungsreise!«

»Oder du läufst einem kleinen Defraudanten nach und lässt mich in einer geradezu welthistorischen Patsche sitzen, wo ich dich so notwendig gebraucht hätte, wie noch nie im Leben!«

»Ich muss doch bitten, meine Herrschaften!«, mischte sich da Frau Violet hinein. »Man spricht nicht in Gegenwart eines Dritten und nun gar einer Dame, der Frau des Hauses, in einer fremden

Sprache. Sie aber reden in einer fremden Sprache, und ich verstehe kein Wort. Was ist denn das für ein Ding, die Internationale Kommission?»

»Sehr richtig, meine Gnädigste!«, bemerkte Dagobert. »Das bedarf einer Aufklärung; vielleicht auch die – wie sagte er doch? – die weltgeschichtliche Schlamastik, glaube ich.«

»Jawohl, Dagobert; um diese Aufklärung wollte ich Sie eben gebeten haben, da mein Herr Gemahl –«

»Aber liebes Kind«, entschuldigte sich Herr Grumbach, »was interessieren dich denn diese Geschichten, von denen du ja doch nichts verstehst.«

»Da mein Herr Gemahl«, Frau Violet ließ nicht locker, »mich für viel zu gering erachtet, um mich mit seinem Vertrauen zu beehren!«

»Ohne mich«, entgegnete Dagobert, »in die hier sich verheißungsvoll vorbereitende häusliche Szene einmengen zu wollen, für deren weiteren Verlauf ich meinerseits jetzt schon eine streng neutrale Stellung garantieren zu können glaube, bin ich doch der Meinung, dass das Wort jetzt Herrn Grumbach gebührt. Dort sitzt der Ankläger; er bringe seine Anklage vor, begründe sie, dann will ich sehen, was ich für mich tun kann.«

Herr Grumbach musste sich also zu Erklärungen herbeilassen.

»Sei froh«, sagte er, sich an seine Gattin wendend, »dass du von all diesen Dingen nichts weißt. Wer weiß, ob du sonst so ruhig schliefest! Also was die Internationale Kommission ist, möchtest du wissen? Eine große Sache. Das ist eine Verwaltung, die für die Kleinigkeit von dreihundert Millionen die Verantwortung trägt.«

»Ganz nett!«, meinte Frau Violet mit gnädigem Kopfnicken.

»Die Gesellschaft will eine direkte Zugverbindung zwischen Wien und Paris einer- und zwischen Wien und Rom andererseits herstellen. Sie setzt sich zusammen aus österreichischen, französischen und italienischen Kapitalistengruppen; daher die Bezeichnung *Internationale* Kommission.«

»Eine sehr hübsche Idee; bin ganz einverstanden.«

»Das ist lieb von dir, Violet, und wird die Kommission ungemein freuen. Zum Präsidenten der Gesellschaft haben sie mich gemacht. Natürlich! Du weißt ja, wenn irgendwo auf der Welt irgendetwas los ist, so ist immer das das Erste, dass sie mich zum Präsidenten machen. Als wenn es überhaupt keinen anderen gäbe!«

»Gestatten Sie hier eine Zwischenbemerkung, Gnädigste«, nahm nun Dagobert das Wort. »Es ist vollkommen richtig, was Ihr geschätzter Gemahl da bemerkt, nur müsste er noch etwas hinzufügen. Er hat seit einigen Jahren die Gepflogenheit angenommen, nirgends hineinzusteigen, ohne mich mitzunehmen, und so bin auch ich hier zum Handkuss und in die Kommission gekommen. So bin auch ich mit der Zeit, und ich kann sagen ganz *contre coeur*, ein Finanzgenie geworden.«

»Er hat ganz recht getan, Dagobert. Ich an seiner Stelle ließe Sie auch nicht aus.«

Nach dieser Unterbrechung fuhr Grumbach fort: »Für Donnerstag voriger Woche, neun Uhr früh, hatte ich eine Sitzung der Kommission einberufen. Die Tagesordnung war eine sehr wichtige. Die erste Emission von Aktien im Betrag von 50 Millionen war im Vorjahr glatt vor sich gegangen. Nun sollte ein weiterer Posten von abermals 50 Millionen zur Subskription aufgelegt werden, und darüber sollte ein Beschluss gefasst werden. Dieses Mal sollte aber die Sache nicht so glatt verlaufen. Knapp vor Eröffnung der Sitzung sehe ich nur noch rasch die Depeschen des *Freien Morgenblatt* durch, und da glaube ich, vom Sessel fallen zu müssen. Es war nicht anders, als wenn eine Bombe vor mir geplatzt wäre. Dort stand groß und breit ein Originaltelegramm zu lesen, dass die französische Regierung beschlossen habe, die Kotierung der neuen Emission an der Pariser Börse nicht zu bewilligen.«

»Was heißt das?«, erkundigte sich Frau Violet. »Mit mir muss man deutsch reden.«

»Das hätte heißen sollen, dass die französische Regierung das Vertrauen zu unserer Unternehmung verloren habe, das französische Kapital schützen und deshalb die fragwürdigen Aktien zur

Pariser Börse nicht zulassen wolle. Damit wären wir einfach zugrunde gerichtet gewesen. Nicht nur, dass das französische Kapital sich zurückgezogen hätte, wir hätten das Vertrauen im Publikum überhaupt verloren, und es wäre eine bare Unmöglichkeit geworden, die Aktien unterzubringen. Das ist klar. Wer hätte sich denn unter solchen Umständen zu dieser Kapitalanlage entschließen sollen? Zum Glück verlor ich den Kopf doch nicht. Ich eröffnete die Sitzung, die sofort einen sehr stürmischen Charakter annahm. Ich war aber der Situation gewachsen. Ich setzte den Leuten auseinander, dass wir vor allen Dingen kaltes Blut bewahren müssten, und beantragte zunächst zu beschließen, dass wir uns nicht fürchten. Wir hätten es da mit einer Tatarennachricht zu tun, die sicher nicht wahr sei. Allerdings – das *Freie Morgenblatt* sei ein ernstes und anständiges Blatt, aber es sei sehr wahrscheinlich, dass es einer Mystifikation zum Opfer gefallen sei. Wenn aber das der Fall sei, dann liege hier ein verbrecherischer Anschlag, ein schmutziges Börsenmanöver vor, und deshalb habe ich als Präsident der Gesellschaft es für meine Pflicht erachtet, noch vor Eröffnung der Sitzung unsere Kriminalpolizei telefonisch von dem Fall zu verständigen und ihr die weitere Verfolgung desselben ans Herz zu legen. Diese Mitteilungen beruhigten die Versammlung doch einigermaßen, unseren Freund Dagobert speziell so sehr, dass er daraufhin die Sitzung verließ. Und seither sehe ich ihn heute nach acht Tagen zum ersten Mal wieder. Als ich am Abend desselben Tages noch bei ihm vorsprechen wollte, um mich mit ihm zu beraten, teilte mir sein Diener mit, dass sein Herr eine Vergnügungsreise nach dem Süden angetreten habe. Da hört doch Verschiedenes auf! Das sind unsere Freunde! Hoffentlich hast du dich wenigstens gut unterhalten!«

»Ich danke der gütigen Nachfrage, es war gottlob recht angenehm.«

»Das Aussehen ist erfreulicherweise ein befriedigendes. Die Sonne des Südens scheint dir wohlgetan zu haben.«

»Ich kann nicht klagen. Die Sitzung musste ich leider meiner

Reisevorbereitungen halber vorzeitig verlassen. Ich weiß auch nichts über ihren weiteren Verlauf, und es würde mich wohl interessieren, etwas von ihr über die Entwicklung der Dinge überhaupt bis auf den heutigen Tag zu erfahren. Auf der Reise erfährt man nichts, und so bin ich der reine Tor, der von nichts eine Ahnung hat.«

»Die Angelegenheit wurde gründlich durchgesprochen. Die naheliegende Idee, dem *Freien Morgenblatt* eine geharnischte Berichtigung aufgrund des § 19 des Pressegesetzes zu schicken, musste verworfen werden. Die positive Grundlage für eine solche fehlte uns noch, und kompromittieren durften wir uns nicht. Eine telegrafische Verständigung mit der französischen Regierung schien nicht ratsam. Wenn auch nur etwas an der Sache wahr war, konnte der telegrafische Verkehr eher nur noch Schaden bringen, während auch in diesem Fall die persönliche Intervention vielleicht noch manches retten konnte. Es wurde also unser Generaldirektor Knall und Fall nach Paris entsandt. Dort sollte er durch Vermittlung unserer Botschaft mit der französischen Regierung in Beziehung treten, um sich mit ihr auseinanderzusetzen.«

»Und die Emission?«

»Wir überlegten lange, ob wir sie unter solchen Umständen wagen durften. Wir beschlossen, sie trotzdem durchzuführen. Jetzt durften wir kein Zeichen von Schwäche geben. Das hätte verhängnisvoll werden müssen. Wir eröffneten also die Subskription, als wenn nichts geschehen wäre.«

»Und der Erfolg?«

»Der Erfolg hat uns recht gegeben. Der Verlauf war, wie wir ihn erwartet hatten. Im Anfang flau, sehr flau. Darauf mussten wir ja gefasst sein. Die Beteiligung war schwach, und an der Börse gab es am ersten und zweiten Tage einen Kursverlust von zehn Prozent, am dritten und vierten Tage sogar bis zu zwanzig Prozent. Am Abend des vierten Tages traf der Bericht unseres Generaldirektors ein. Nicht eine Silbe jenes Telegrammes war wahr gewesen. Nun konnten wir auch ein Communiqué an die Zeitungen

schicken und das Publikum aufklären. In weiteren zwei Tagen war nicht nur der ganze Kursverlust hereingebracht worden, wir stehen heute sogar schon fünf Prozent über dem Emissionskurs, und ich habe das Vertrauen zu unserer guten Sache, dass wir mit Gottes Hilfe überhaupt nie mehr unter diesen Kurs sinken werden.«

»Gott sei Dank, dass die Geschichte noch so abgegangen ist!«, rief Frau Violet aufatmend aus. »Aber Dagobert, schön war es von Ihnen wirklich nicht, dass Sie da schnöde abgefahren sind und meinen armen Mann im Stich gelassen haben.«

»Man wird doch einmal im Jahr auch eine Vergnügungsreise machen dürfen, meine Gnädigste.«

»Es hätte aber nur nicht gerade in dem Moment sein müssen, als André Sie vielleicht sehr notwendig brauchen konnte!«

»Aber Sie sehen doch, Frau Violet, dass auch so alles vortrefflich gegangen ist.«

»Es hätte aber auch schiefgehen können, und in solcher Lage lässt man seinen Freund nicht allein.«

»Es ist auch wirklich so gegangen«, nahm der Hausherr wieder das Wort, »und ich glaube, mir darauf etwas einbilden zu dürfen. Jedenfalls war ich der Einzige, der den Kopf nicht verlor. Sage selbst, Dagobert, ob ich mich da nicht mit Anstand aus der Affäre gezogen habe.«

»Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, dass du dich der Situation gewachsen zeigen wirst. Darum schon bin ich mit aller Gemütsruhe abgefahren. Wie ich nun höre, ist alles ausgezeichnet gemacht worden. Besonders hoch rechne ich es dir an, dass du gar nicht erst versucht hast, mit vorzeitigen und nicht hinreichend belegten *Berichtigungen* hervorzutreten. Das hätte nur aufreizend wirken und überflüssige Entgegnungen hervorrufen und im Ganzen nur schaden können. Wie du es gemacht hast, war es jedenfalls am besten.«

»Ich danke für die Anerkennung«, entgegnete Grumbach lächelnd, und dann fügte er, sich an seine Gattin wendend, hinzu:

»Willst du übrigens den eigentlichen Grund für seine schleunige Flucht wissen? Da wirkte ein psychologisches Motiv mit – beleidigter Künstlerstolz!«

»Jetzt bin ich aber wirklich selbst neugierig, zu erfahren, warum ich abgefahren bin!«

»Ich will dir's ehrlich sagen, lieber Freund. Es war nichts anderes, als was ich schon angegeben habe. Es war da eine Gaunerei begangen worden, und ich teile der Versammlung mit, dass ich die Behörde sofort aufgefordert hatte, der Sache nachzugehen. Das vertrug Freund Dagobert nicht. Er ist der, wie ich ohne Weiteres zugebe, vollkommen berechtigten Ansicht, dass man es nicht nötig hat, sich zur Aufhellung einer Lumperei an die löbliche Polizei zu wenden, wenn man so glücklich ist, ihn zur Verfügung zu haben.«

»Dieser Meinung bin ich auch«, sagte Frau Violet.

»Ich nicht minder, wie bereits erwähnt«, fuhr Grumbach fort, »nur war es hier wirklich nicht möglich, selbst wenn es das Vernünftigste gewesen wäre, die Kunst Dagoberts in Anspruch zu nehmen. Wir stehen im Licht der Öffentlichkeit, und es sind ungeheure Summen, die hier ins Spiel kommen. Es galt, ein internationales Publikum zu beruhigen. Welch einen Sturm von internationalen Rekrimationen hätte es erregt, wenn es ruchbar geworden wäre, dass wir, um die vielen Tausende von unseren Aktionären vor infamer Ausbeutung zu schützen, uns, statt an die Autorität der staatlichen Behörden an einen privaten Herrn wenden, der zufällig Liebhaber in der Detektivkunst ist. Natürlich hätte Dagobert alles besser gemacht. Das wissen *wir*, aber das internationale Publikum weiß es vielleicht doch noch nicht, obwohl sein literarischer Freund es an Emsigkeit wahrhaftig nicht fehlen lässt, die Welt mit seinen Leistungen bekannt zu machen. Wir wären mit Vorwürfen überschüttet worden und hätten alles Vertrauen verloren. Das siehst du doch ein, Dagobert?«

»Ich sehe das nicht nur ein, sondern ich finde darin auch bestätigt, was ich ohnedies schon längst wusste, dass du nämlich ein

sehr gescheiter Mensch bist, mein lieber Grumbach, und dass die Leute nur sehr recht haben, wenn sie dich auf jeden irgendwo freiwerdenden Präsidentenstuhl setzen. Du hast mich vorhin nur nicht ausreden lassen, sonst hätte ich mir gleich zu bemerken erlaubt, dass der allerfeinste Zug in der ganzen Affäre von dir der war, dass du meinen Namen überhaupt nicht genannt hast.«

»Ich glaube aber«, mischte Frau Violet sich wieder ein, »dass diese Angelegenheit nun zur Genüge durchgesprochen ist. Dagobert hat seine – seien wir gerecht – diesmal nicht unverdiente Strafe erhalten. Damit ist die Affäre in ritterlicher Weise erledigt. Lassen wir sie also ruhen und hören wir jetzt endlich von Dagoberts Reiseabenteuern. Ohne Grund sind Sie nicht nach Italien gefahren. Das werden Sie mir niemals weismachen!«

»Ich bin geneigt zu vermuten, dass man im Allgemeinen und überhaupt niemals ganz ohne Grund nach Italien zu reisen pflegt.«

»Sie verstehen schon ganz gut, wie ich es meine, Dagobert. Das Jagdfieber hat Sie getrieben. Sie haben wieder eine Spur verfolgt.«

»Ha, ich bin entlarvt!«

»Erzählen Sie etwas davon. Was hatten Sie vor?«

»Ich wollte eine Lumperei aufdecken.«

»War es ein interessanter Fall?«

»Mich hat er interessiert. Denken Sie nur, Gnädigste. In einer sehr wichtigen Angelegenheit, die das Haus Grumbach sehr nahe und doch auch mich ein wenig angeht, erscheint ein offenkundig lügenhaftes Telegramm. Das wird mir offiziell mitgeteilt ...«

»Was?«, unterbrach da Grumbach aufs Höchste erstaunt. »Du hast dich über diese Sache hergemacht? Unglücksmensch – und davon sagst du nicht eine Silbe?«

»Man hat mich ja nicht gefragt! Und überhaupt, in diesem Haus lässt man ja einen Menschen nicht zu Worte kommen.«

»Aber ich warte doch schon seit einer Stunde, dass Sie erzählen sollen!«, ließ sich Frau Violet darauf vernehmen. »Ich dachte, wir wären nur abgekommen.«

»Nein, Gnädigste«, fuhr Dagobert fort, »wir waren ganz bei der Sache. Übrigens war die Angelegenheit wichtig genug, um Ihnen zur Kenntnis gebracht zu werden. Wenn Ihr Rabengatte nicht früher dafür gesorgt hatte, so werden Sie ihm dafür gewiss verdienstermaßen unter vier Augen den Standpunkt klarmachen. Wenigstens kennen Sie nun die Vorgeschichte. Die Anklagerede haben Sie gehört, hören Sie nun auch die Verteidigung.«

»Ich kann mich noch immer nicht fassen«, rief Grumbach. »Ohne ein Wort zu sagen!«

»Ich hatte keine Zeit dazu. Mit der Nachricht war auch ich überumpelt worden. Ich bin kein Frühaufsteher. Der Herr Präsident hatte die Laune gehabt, für neun Uhr früh, also zu nachtschlafender Zeit, eine Sitzung einzuberufen ...«

»Das hatte seinen guten Grund«, erläuterte Grumbach. »Die europäischen Börsen sollten noch rechtzeitig von ihrem Ergebnis telegrafisch oder telefonisch verständigt werden können.«

»Jedenfalls hatte ich noch keine Zeitung gelesen«, fuhr Dagobert fort. »Als ich das Wesentlichste erfahren hatte, den Inhalt des Telegramms und die Tatsache, dass der Herr Präsident sich korrekterweise, wie ich betone, an die Behörde gewendet habe, da hatte ich in der Sitzung nichts mehr zu tun und empfahl mich englisch.«

»Ich glaube, man sagt – französisch«, meinte Frau Violet.

»Meinetwegen holländisch! Ich glaube nun nachweisen zu können, dass mir zur Veranstaltung von besonderen Abschiedsfeierlichkeiten wirklich keine Zeit übrigblieb.«

»Was taten Sie zuerst, Dagobert?«

»Zuerst natürlich ging ich zur Polizei.«

»Aber mit der hatte doch ich mich schon ins Einvernehmen gesetzt!«, warf Grumbach ein.

»Ganz richtig, eben deshalb. Ich hatte richtig kalkuliert, dass, wie gewöhnlich die wichtigeren Fälle, auch dieser meinem Freunde, dem Kriminalkommissar Doktor Weinlich zugeteilt worden sei. Ich kam glücklicherweise gerade zurecht, ihn noch veranlassen zu können, dass er die Hand davon lasse.«

»Das ist aber stark!«, rief Grumbach einigermaßen entrüstet.
»Wo ich die Anzeige gemacht hatte!«

»Doktor Weinlich war sehr froh, dass ich abwinkte. Er ist ein tüchtiger Praktiker und weiß, dass bei derlei Untersuchungen, wenn sie die Polizei in die Hand nimmt, nie etwas Vernünftiges herauskommt. Eine falsche Nachricht – mein Gott! Man hat sich geirrt, man war unrichtig informiert, ist selbst ein Opfer geworden und so weiter. Die *mala fides* lässt sich in den seltensten Fällen nachweisen, und jedenfalls haben bei solchen Börsenmanövern die Betrüger ihr Schäfchen längst ins Trockene gebracht, bevor die Polizei überhaupt noch einen Anhaltspunkt gefunden hat, um ihrer habhaft werden zu können. Solche Fälle gehören zu den sogenannten Undankbaren. Ein positiver Erfolg ist bei ihnen höchst unwahrscheinlich, die Blamage ziemlich gewiss. Als ich also abwiegelte und das Feuer einzustellen bat, da fiel dem erfahrenen Kriminalisten förmlich ein Stein vom Herzen. Ich gebe zu, lieber Grumbach, es war eine Eigenmächtigkeit von mir, dass ich deinen Auftrag so durchkreuzt habe.«

»Du musstest wissen, was du tust. Jedenfalls übernahmst du damit die Verantwortung.«

»Dessen war ich mir bewusst. Es musste rasch gehandelt werden. Von der Polizei fuhr ich zum *Freien Morgenblatt*. Den Chefredakteur kenne ich, und ich weiß, dass er sein Blatt zu unreinlichen Manövern nicht hergibt. Er traute der Nachricht selbst nicht recht, und er hätte sie auch nicht veröffentlicht, ohne sich erst über ihre Richtigkeit zu vergewissern. Das sei aber nicht möglich gewesen. Er selbst habe das Telegramm erst am Morgen gelesen. Es war spät in der Nacht gekommen, und der Nachtredakteur habe geglaubt, es nicht unterdrücken zu dürfen, und so gab er es, wie es gekommen war, ohne Kommentar. Übrigens müsse er bemerken, dass sein venezianischer Korrespondent Sarto ein durchaus ehrenwerter und verlässlicher Mann sei. Da hatte ich endlich den ersten Anhaltspunkt. Das Telegramm war also in Venedig aufgegeben worden. Datiert war es in der Zeitung aus Paris. Darin sei

an sich nichts Auffälliges, meinte der Chefredakteur. Das Telegramm war gleich druckfertig adjustiert, und die Pariser Datierung sei ganz einfach zu erklären. Die Nachricht sei entweder von Paris aus an ein venezianisches Blatt telegraphiert worden, mit dem Sarto in Verbindung stehe und von diesem dann nach Wien weitergegeben worden, oder die französische Regierung habe direkt die italienische verständigt, und Sarto habe das ebenfalls erfahren.

Ich ließ mir das Telegramm ausheben. Es war in Venedig um 10 Uhr 45 Minuten nachts auf dem Amt 1 aufgegeben worden und war in Wien um 12.31 angekommen. Ich bat nun den Chefredakteur, an seinen Korrespondenten sofort ein dringendes Telegramm mit bezahlter Rückantwort auszufertigen, mit der Bitte, wenn es ihm möglich sei, seine Quelle anzugeben. Ich würde in etwa drei Stunden wiederkommen, um mir die Antwort zu holen.«

»Ist die Antwort eingetroffen?«, fragte Grumbach gespannt.

»Prompt. Sie lautete, wie ich gleich vermutet hatte: *Habe über Kotierung überhaupt nicht telegraphiert. Missbrauch meines Namens. Werde sofort Betrug recherchieren. Sarto.* Ich ließ unverzüglich zurücktelegraphieren: *Recherchen einstellen bis nach Rücksprache mit Herrn Dagobert, die morgen früh erfolgt.* Dann ließ ich mir für alle Fälle das erste verhängnisvolle Telegramm ausfolgen und ging weiter meinen Geschäften nach.

»Wie ich Sie aber kenne, Dagobert«, meinte Frau Violet lächelnd, »haben Sie auch die ersten drei Stunden nicht müßig verbracht.«

»Gewiss nicht, meine Gnädigste, es gab sogar sehr viel zu tun. Zunächst fuhr ich – ich musste die knappe Zeit vor der Börse noch benutzen – bei einigen großen Banken herum, deren Direktoren ich kenne. Mit diesen musste ich mich, ohne auch nur die geringste Eile zu verraten, über die augenblickliche Weltlage überhaupt unterhalten. Dabei kamen wir natürlich auch auf die verweigerte Kotierung zu sprechen. Ich bezweifelte die Richtigkeit der Meldung. Man widersprach mir nicht, meinte aber mit vielsagendem Mienenspiel, dass es heute trotzdem eine scharfe Baisse geben

würde. ›Ich glaube wohl‹, erwiderte ich, mich dumm stellend, ›dass Frankreich jetzt massenhaft die Papiere auf den Markt werfen wird.‹

›I wo!‹, lautete ausnahmslos die Antwort, ›Frankreich rührt sich merkwürdigerweise gar nicht, wohl aber Italien. Italien gibt! Wir haben starke italienische Orders.‹

Das war es, was ich hatte wissen wollen. Weiter forschte ich auch nicht. Denn das wusste ich, dass mir die Namen der Kommittenten doch nicht bekanntgegeben werden würden. Auch die Banken halten auf ihre *Redaktionsgeheimnisse*, und auch bei ihnen gilt es für unehrenhaft, sie preiszugeben. Es konnte nicht meine Absicht sein, jemanden zu einer Unanständigkeit zu verleiten.

Dann machte ich noch einen Sprung auf die Mittagsbörse und konnte da mit allerdings sehr gemischten Gefühlen beobachten, wie die Raubzüge gelangen. Die Beute muss eine enorme gewesen sein. Ich ging bald davon. Sie können sich denken, Frau Violet, in welcher Stimmung! So ungefähr wie ein verprügelter Hund. Dann holte ich mir die Antwort auf der Redaktion, und dann ging die Arbeit erst recht wieder los. Ich fuhr abermals zur Polizei und ließ mir durch Doktor Weinlichs Vermittlung ein warmes Empfehlungsschreiben an den Chef der Kriminalpolizei von Venedig ausstellen. Dann ging es zur italienischen Botschaft, wo ich einige Herren kenne. Ich setzte auseinander, um was es sich handle, und bat um eine eindringliche Empfehlung an den Direktor des Post- und Telegrafenamtes in Venedig. Bis ich all das beisammen hatte, war es Abend geworden, und ich hatte noch keinen Bissen gegessen. Mit dem Nachtzug fuhr ich nach Venedig, wo ich am nächsten Morgen eintraf.

Mein erster Weg war zu Sarto. Ich lernte in ihm einen umgänglichen, älteren Herrn von guten Manieren kennen, mit dem es sich ganz angenehm plauderte. Er war früher einmal selbst Bankier gewesen. Als solcher war er dann niedergebrochen, und nun brachte er sich als Zeitungskorrespondent in ehrenwerter Weise fort. Er war sehr aufgeregt über den Missbrauch seines Namens

und wunderte sich nicht wenig über die Gleichgültigkeit, mit der ich die Angelegenheit behandelte. Ich zeigte in der Tat wenig Interesse für sie. Ich teilte ihm zwar mit, dass ich allerdings Mitglied der Internationalen Kommission sei, und da ich gerade um die Wege war, ihn habe telegrafisch benachrichtigen lassen, dass ich mit ihm Rücksprache nehmen wolle, sei aber überzeugt, dass es auch hier wie bei den meisten Börsenmanövern überhaupt sehr schwer sei, dem Schwindel auf den Grund zu kommen. Er solle sich also keine überflüssige Mühe machen, dafür lieber ein kleines Vergnügungsprogramm für meinen Aufenthalt in Venedig ausarbeiten. Es werde mir ein besonderes Vergnügen sein, bei Absolvierung desselben ihn als meinen lieben Gast betrachten zu dürfen.«

»Wozu brauchen Sie denn einen Cicerone, Dagobert?«, fragte die Hausfrau. »Soviel ich weiß, kennen Sie Venedig sehr genau.«

»Wie meine Tasche, Frau Violet. Ich wollte den Mann nur immer unter den Augen haben.«

»Hatten Sie denn Verdacht gegen ihn?«

»Wenn ich ihn gehabt hätte, so wurde er doch schon bei unserer ersten Begegnung völlig zerstreut. Ich hatte einen anderen Grund. Ich sah gleich – man hat seinen Instinkt –, dass mir der Mann kaum etwas nützen konnte. Er konnte aber vielleicht schaden. So ein Korrespondent kommt viel herum. Eine unbedachte Äußerung an rechter oder unrechter Stelle über meine Anwesenheit und den etwaigen Zweck derselben hätte mir meine Aufgabe sehr erschweren, ihre Lösung vielleicht unmöglich machen können. Ich musste also vorsichtig sein, sprach nichts von meinen Absichten und lenkte schließlich ganz ab von dem Thema, in das ich mich innerlich doch schon ganz verbissen hatte. Jetzt war das Vergnügungsprogramm die Hauptsache. Für dieses braucht man Geld. Ich fragte ihn, ob er mir nicht irgendeinen Cambiavaluterich empfehlen könnte, bei dem man seine paar Kronen in Lire umwechseln lassen könnte, ohne dass einem dabei gleich die Haut über die Ohren gezogen würde. Er nannte mir die Wechselstube

des Hauses *Pasqualati & Reiner*.

Das ist eine vorzügliche Idee!, rief ich erfreut. Das ist eine große Firma.

Und eine angesehene, fügte er hinzu; man schätzt sie auf zehn Millionen.

Das wusste ich. Die Firma ist auch in der Internationalen Kommission vertreten, und während ich hier meine Zeit angenehm verplauderte, zerbrach sich Herr Pasqualati mit den anderen Herren der Kommission in Wien den Kopf, wie dem kühnen Einbruchversuch am besten zu begegnen sei. Er war ja mit in der Sitzung gewesen, aus der ich durchgegangen war. Ich war wirklich dankbar für die gute Auskunft.

Leider ist aus der Verwirklichung des Vergnügungsprogramms doch nichts geworden. Gerade wie wir im besten Plauschen waren, erhält Herr Sarto vom *Freien Morgenblatt* den telegrafischen Auftrag, sich unverzüglich nach Triest zu begeben, um dort dem Stapellauf des neuen österreichischen Kriegsschiffes *Erzherzog Karl* beizuwohnen. Dagegen ließ sich nichts tun. Er musste sofort abreisen.«

»Und so haben Sie eigentlich von der ganzen Unterredung mit der wichtigsten Persönlichkeit in dieser Sache nichts gehabt!«, meinte bedauernd Frau Violet.

»Nicht doch, meine Gnädigste, sie hat wesentlich mitgeholfen, dass ich schon am nächsten Tage die Hand auf den gesuchten Betrüger legen konnte.«

»Dagobert!«, rief nun der Präsident maßlos erstaunt und aufgeregt. »Du hast den Betrüger gefunden?«

»Weshalb wäre ich denn sonst nach Venedig gefahren?«

»Mensch, bist du rein toll geworden! Hat ihn und sagt kein Wort!«

»Wer sagt denn, dass ich nichts sage? Ich bin doch eben dabei! Wenn man mich aber noch weiterhin insultiert, wie das in diesem Haus schon zur Gewohnheit geworden zu sein scheint – gut; dann sage ich eben nichts!«

»So sei doch kein Kind, Dagobert! Du siehst, ich sitze auf Nadeln!«

»Der ganze Dagobert!«, sagte Frau Violet. »Er verblüfft die Leute, er überrumpelt sie, er rennt sie nieder. So macht er es auch mit uns. Man fängt doch nicht mit dem Ende an. Man erzählt doch den Leuten erst, wie alles zugegangen ist!«

»Das Ende, Frau Violet, ist die Hauptsache, alles Übrige ist nebensächlich. Sie sollen ja alles erfahren, nur wollte ich dieselbe Geschichte nicht zweimal erzählen.«

»Wieso zweimal?«

»Ich muss doch über meine Unterhaltung mit dem Betrüger berichten, den wir also nun glücklich hätten. Meiner Gewohnheit gemäß habe ich ihm ganz loyal und aufrichtig erzählt, wie ich ihn eingefangen habe. Das hat immer seine Wirkung. Die Leute müssen sich selbst überzeugen, dass sie mir nicht auskommen können. Dann erst werden sie gefügig.«

»Sagen Sie, Dagobert, war es wirklich Sarto selber?«

»Ach, wo denken Sie hin, Gnädigste! Das ist, wie ich auf den ersten Blick erkannt hatte, ein durchaus anständiger und vertrauenswürdiger Mensch. Also hören Sie. Dass Sarto plötzlich abreisen musste, war mir gar nicht so unangenehm, wie ich vorschützte. Nun behielt ich doch ganz freie Hand, und in Triest konnte er mir nichts schaden. Ich dagegen konnte ungehindert den Tag und die Nacht für meine Zwecke benutzen, und Sie können sich denken, Gnädigste, dass ich nicht müßig gegangen bin. In vierundzwanzig Stunden war ich so weit, dass ich meine Mission als beendet betrachten konnte.

Am nächsten Vormittag um zehn Uhr betrat ich die Wechselstube *Pasqualati & Reiner*, um mir ein paar Hundert Lire einzuwechseln. Als das besorgt war, erkundigte ich mich um den anwesenden Chef, Herrn Reiner. Er wurde geholt, und ich erklärte, dass ich ein größeres Geschäft mit ihm zu besprechen hätte. Das berührte den kleinen Mann mit dem Geiergesicht sehr angenehm und er geleitete mich freundlich in sein Kabinett. Er bot mir erst

einen Patz und dann eine Zigarre an. In dem Fauteuil ließ ich mich behaglich nieder, denn ich war wirklich ein wenig müde. Für die Zigarre dankte ich.

›Wenn Sie aber erlauben, Herr Reiner‹, fügte ich hinzu – die Unterhaltung wurde in deutscher Sprache geführt –, ›dann zünde ich eine von meinen eigenen an.‹

Das tat ich denn auch, und unter dem Anzünden bemerkte ich harmlos: ›Ich nehme nämlich grundsätzlich keine Zigarren von Gaunern an.‹

Da wurde der Mann böse, sprang auf und wollte seine Leute herbeirufen, um mich hinauswerfen zu lassen. Ich blieb ruhig sitzen und gab der Ansicht Ausdruck, dass es vielleicht besser wäre, die Leute nicht hereinzurufen, denn dann müsste ich vor ihnen sagen, was ich ihm vorläufig unter vier Augen mitteilen wollte. Das könnte ihm am Ende doch unangenehm werden, und ich wäre geradezu trostlos, wenn ich ihm auch nur die geringste Unannehmlichkeit dieser Art bereiten müsste.

Er nahm Räson an und setzte sich wieder. Ich sollte sagen, was ich zu sagen hätte. Er jedenfalls wisse, dass er sich nichts Unrechtes vorzuwerfen habe.

›Desto besser für Sie,‹ räumte ich ein. ›Dann wird mir zum Schluss nichts anderes übrigbleiben, als Sie um Entschuldigung zu bitten.‹

›Das war wohl früher zu überlegen, bevor Sie in so rüder Weise beleidigten!‹

›Es war meine Ansicht, und ich hege sie noch. Ich sehe aber ein, dass, wenn ich unrecht habe, es mit einer bloßen Entschuldigung nicht abgetan ist. Für diesen Fall würde ich mich auch ohne Weiteres zu einer Buße von einer Million verstehen, anderenfalls aber – doch davon später!‹

›Was wollen Sie eigentlich?‹

›Wie bereits angedeutet, ich will einen Gauner unschädlich machen.‹

›So können wir nicht weiterreden!‹

›Ich sehe nicht ein, warum nicht! Ich habe in meinem Leben schon ziemlich viel Gelegenheit gehabt, mit Gaunern zu verkehren und ich muss sagen, Herr Reiner, dass, wenn die gegenseitigen Ansprüche nicht gar zu hoch gespannt waren, wir gewöhnlich ganz gut miteinander ausgekommen sind.«

›Kommen Sie endlich zur Sache!«, mahnte er ungeduldig.

Das war mir ganz recht, dass er ungeduldig wurde. Ich hatte absichtlich so lange herumgeredet und ihn zappeln lassen, um ihn nervös zu machen.

›Gut, ich will Ihnen reinen Wein einschenken, Herr Reiner«, fuhr ich fort. ›Die Vorgeschichte darf ich ja bei Ihnen als bekannt voraussetzen?«

›Welche Vorgeschichte?«

›Sie wollen nichts wissen – auch gut. Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen eine Suggestivfrage zu stellen. Ich arbeite nicht mit solchen Mitteln und dazu habe ich eine zu hohe Meinung von Ihren Fähigkeiten. Fangen wir also beim Anfang an. Vorgestern brachte das *Freie Morgenblatt* in Wien ein Originaltelegramm mit der Meldung, dass die französische Regierung die Erlaubnis zur Kotierung der Aktien der Internationalen Eisenbahngesellschaft verweigert habe. Für die Eingeweihten, zu welchen ich mich zählen darf, war es sofort klar, dass hier ein schwindelhafter Bluff vorlag. Immerhin war der Anschlag gut genug, das Publikum irrezuführen und auszuplündern. Als Mitglied des Direktoriums der Internationalen Kommission – mein Name ist Trostler. Verzeihen Sie, dass ich so spät erst die gesellschaftliche Pflicht der Vorstellung erfülle – habe ich es als meine Aufgabe erachtet, dem Schwindel auf den Grund zu kommen. Ich habe meine Aufgabe gelöst. Das Telegramm ist eine Fälschung und der Fälscher – ich bedauere es sagen zu müssen – sind Sie, Herr Reiner.«

›Das ist eine infame Lüge!«

›Ich kann Ihnen die starken Ausdrücke nicht verbieten, Herr Reiner, da ich sie gerne selbst gebrauche – wo sie am Platze sind. Ein kleiner Unterschied besteht doch zwischen uns beiden. Wenn

ich starke Ausdrücke brauche, dann bin ich in der angenehmen Lage, für sie den lückenlosen Wahrheitsbeweis anzutreten. Das ist eine Rechtswohlthat, die Ihnen für Ihre Verbalinjurien nicht zustattenkommt. Ich zürne Ihnen deshalb nicht, schon aus dem Grunde nicht, weil Sie sich dadurch Ihre eigene Lage verschlimmern und schließlich Ihre Blamage nur noch erhöhen. Ich garantiere Ihnen, dass Sie von Ihrem hohen Ross noch schön sanft herabsteigen werden.<

›Das werden wir ja sehen!<

›Ich denke, es wird sich sehr bald ereignen. Das Telegramm wurde in Venedig aufgegeben. Der es aufgab, musste in verschiedene Verhältnisse gut eingeweiht sein. Er musste von der Sitzung der Kommission Kenntnis haben, in der die Emission beschlossen werden sollte. Er musste mit der Börsenlage vertraut sein, er musste den Korrespondenten, dessen Namen er betrügerischerweise missbraucht hat, kennen und durch diesen auch orientiert sein über den redaktionellen Geschäftsgang beim *Freien Morgenblatt*. Ich gehe weiter. Bei jedem dunklen Verbrechen hat man sich zunächst zu fragen: Cui bono? Zu welchem Zweck, wem sollte es nützen? Hier war es sehr klar: Der Fälscher wollte sich selbst nützen. Er konnte also nicht der Erstbeste sein. Ich will Ihnen beweisen, dass es ein Mann – wie soll ich nur sagen? – ein Mann von Gewicht sein musste. Ein armer Teufel konnte dieser Schwindler nicht sein. Denn dann hätte ihm der ganze Schwindel nichts geholfen. Der Schwindler war unter den Millionären zu suchen. Sehr einfach: Mit dem Telegramm an das *Freie Morgenblatt* gingen auch telegrafische Order für starke Abgaben ab an die großen Banken in Wien, an die Länderbank, die Unionbank, die Kreditanstalt, an die Anglobank usw. Wenn solche Aufträge ausgeführt werden sollen, dann müssen bei den Beauftragten schon entweder hinreichende Summen zur Deckung erliegen oder es muss der Name und die Kreditwürdigkeit des Auftraggebers eine über alle Zweifel erhabene Sicherheit bieten. Sie sehen, Herr Reiner, ich mache Ihnen da eigentlich lauter Komplimente. Ein armer Schwind-

ler kann sich in solche Unternehmungen nicht einlassen.<

›Und auf diese Anhaltspunkte hin glauben Sie einen Ehrenmann verdächtigen zu dürfen, der in zwanzigjähriger geschäftlicher Tätigkeit sich das Vertrauen der ganzen Welt erworben hat?<

›I bewahre, Herr Reiner! Wo werde ich so unklug sein! Das war nur die Einleitung: Ich komme schon noch deutlicher, ich fürchte, viel deutlicher, als Ihnen lieb sein wird. Ich reiste also hierher nach Venedig, um den Schwindel aufzudecken. Ich suchte den Direktor des Post- und Telegrafendienstes auf, um von ihm die Erlaubnis zu erwirken, Einsicht zu nehmen in die Originalhandschrift jener Branddepesche an das *Freie Morgenblatt*. Die Antwort lautete, wie ich sie erwartet hatte: Meinem Wunsch könne nicht entsprochen werden. Da ich darauf gefasst war, regte mich die Verweigerung nicht weiter auf. Ich wusste, auch die Telegramme stehen unter dem Schutz des Briefgeheimnisses. Da war also weiter nichts zu machen. Trotzdem gab ich natürlich das Rennen nicht auf. Im Gegenteil, ich verschärfte die Pace. Ich begab mich zum Chef der Kriminalpolizei. Sie können sich denken, Herr Reiner, dass, wenn ich einen solchen Schritt unternähme, ich auch schon die Vorbereitungen dazu getroffen habe. Meine Empfehlungen waren derart, dass er mir willig seinen Beistand lieh, nachdem ich ihm den Fall auseinandergesetzt hatte. Er gondelte mit mir zum Post- und Telegrafendirektor, und nun wurde die Handschrift ausgehoben. Ich fotografierte sie mir auch für alle Fälle. Ich habe nämlich eine wunderbare Handkamera, Herr Reiner. Wirklich, wenn Sie mal Bedarf haben sollten, so kann ich Ihnen die Firma bestens – nicht? Verzeihen Sie; ich meinte ja nur so. Das war nun schon etwas; nicht viel – ich gebe zu. Ich kenne Ihre Handschrift nicht, Herr Reiner, aber ich denke, wir hätten jetzt eine schöne Gelegenheit zum Handschriftenvergleich. Das ist eine ganz interessante und anregende Unterhaltung. Sie scheinen keine rechte Lust zu haben, aber ich bitte – ganz nach Belieben. Ich nötige nicht. Das tue ich nie. Das hat ja auch keinen Zweck. Ich bitte Sie, stellen Sie sich das nur vor! Wenn man aufs Zureden angewiesen wäre –

man würde eine schlechte Figur machen.

Wir können weitergehen. Jetzt erst begann die eigentliche Arbeit für mich. Mit dem fotografierten Dokument war mir nur sehr wenig gedient. Ich wollte ja den Betrüger abfassen. Das schien nicht besonders schwierig, wenn man mir nur freie Hand ließ. Nach einer längeren Rücksprache mit Ihrem Polizeidirektor hatte ich auch das erreicht. Ich wollte mit seiner Einwilligung, beziehungsweise auf seine amtliche Anordnung, einige Stunden, wenn nötig auch mehrere Tage, hinter dem Schalter des Telegrafenamtes, das ich ins Auge gefasst hatte, neben dem amtierenden Telegrafisten sitzen dürfen. Ich gestehe, es war nicht leicht, die Erlaubnis zu erwirken. Auch hier war es der Schutz des Briefgeheimnisses, der ihm Bedenken verursachte. Ich erklärte, dass ich überhaupt in kein Telegramm Einsicht nehmen wolle, nur solle es dem Beamten erlaubt werden, mir ein Zeichen zu geben, wenn ein Telegramm zur Aufgabe gelangen sollte, dessen Inhalt und Adresse ich vorher bekannt geben würde. Ich setzte auseinander, dass es sich um einen großen Betrug handle, und dass das Publikum geschützt werden müsse, in erster Linie doch auch das italienische. Schließlich bot ich auch eine Kautio in jeder gewünschten Höhe an als Sicherstellung gegen einen etwaigen Missbrauch meinerseits. Der Direktor überdachte die Sache genau, prüfte meine Empfehlungen noch einmal und gab mir dann ohne Kautio vollständig freie Hand.

Ich hatte so kalkuliert: Dem Betrüger war der erste Anschlag in der wünschenswertesten Weise gelungen. Das *Freie Morgenblatt* hatte die Fälschung nicht bemerkt. Die Börsen hatten der Berechnung gemäß reagiert. Die Kurse unseres Papiers waren stark gefallen. Die Aufklärung musste erfolgen, aber sie war noch nicht da. Beim Börsenspiel kommt alles nur auf den Vorsprung an. Es galt also, die Wirkung der unausbleiblichen Aufklärung zu eskomprieren. Ihnen brauche ich diese Dinge nicht zu erklären, Herr Reiner. Sie sind ja darin Fachmann ersten Ranges. Also es war erst nur die Hälfte der Arbeit getan. Sie hatten teuer verkauft. Jetzt

hieß es billig zu kaufen, und womöglich doppelt soviel, als verkauft worden war. Das Geschäft war ein sicheres und sehr einträgliches.

Es mussten nun die telegrafischen Kauforder an die Wiener Banken abgehen, und um diesen den entsprechenden Nachdruck zu geben, konnte es ja mit einem neuerlichen gefälschten Telegramm an das *Freie Morgenblatt* versucht werden. Warum nicht, da es das erste Mal so gut gelungen war? Über die Zeit, in welcher die Aufgabe erfolgen sollte, war ich im Klaren. Man geht von einer Methode nicht ab, wenn sie sich einmal bewährt hat. 10 Uhr ist eine ganz schöne Zeit. Das Telegramm kommt noch gerade für den Nachtredakteur zurecht, der tausend Dinge im Kopf und jedenfalls keine Zeit mehr hat, noch lange zu forschen, zu prüfen und zu überlegen.

Ich installierte mich also gestern Abend Punkt zehn Uhr auf dem Amt. Ich saß neben dem Beamten, aber mit dem Rücken zum Schalter, sodass ich von außen nicht gesehen werden konnte. Um zehn Uhr vierzig kamen die Telegramme an die Banken. Alle Achtung, Herr Reiner, Sie haben da ganz kolossal hineingefeuert! Ich habe Ihre Bemühungen sogar unterstützt und habe mir erlaubt, ebenfalls einen telegrafischen Auftrag auf ein paar Hundert Stück abzusenden. Damit habe ich die Nachfrage vermehrt, und mir persönlich ist es ja sehr angenehm, wenn unsere Aktien steigen.

Bald darauf kam auch das Telegramm an das *Freie Morgenblatt*. Es war wieder genau 10 Uhr 45. Den Auftraggeber habe ich allerdings nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen, aber nun hatte ich doch alles beisammen. Der Ring war geschlossen.<

›Sie haben den Aufgeber nicht gesehen und behaupten doch schlankweg, ich sei es gewesen!<

Reiner hatte sich bemüht, einen überlegenen Ton anzunehmen, aber seine Stimme klang doch schon recht unsicher. Ich hatte nun meinen letzten Trumpf auszuspielen und vergönnte mir eine kleine Kunstpause. Ich zündete mir eine frische Zigarre an, natürlich eine von meinen eigenen – Sie wissen ja!<

»Sie machen es jetzt mit uns, wie mit Herrn Reiner«, sagte Frau Violet. »Sie spannen uns auf die Folter und lassen uns zappeln.«

»Ich bin gleich fertig. Gnädigste. – ›Herr Reiner‹, fuhr ich dann fort, ›Sie glauben noch immer nicht, dass ich Sie so sicher habe, als hätte ich Ihnen schon Handschellen angelegt. Das ist beinahe beleidigend, denn Sie unterschätzen mich offenbar. Ich müsste auf den Kopf gefallen sein, wenn ich nicht schon begriffen hätte, dass ich in Ihnen eine Kapazität ersten Ranges vor mir habe. Einem solchen Mann darf man nicht mit leeren Redensarten kommen, sondern nur mit Tatsachen. Ich komme mit Tatsachen. Wenn Sie noch immer leugnen, so gleichen Sie dem Fisch, der an der Angel hängt und der, indem er an der Schnur zerrt, die Widerhaken, die ihn halten, nur immer tiefer hineintreibt.

Ich sagte, dass ich Sie nicht gesehen hätte. Das ist ja richtig, aber doch nur *cum grano salis* aufzufassen. Ich hatte es nicht nötig, mich Ihnen zu zeigen, umso weniger, als ich meine anderweitigen Vorkehrungen schon getroffen hatte. Ein kleines Arrangement von zwei Spiegeln und einer transportablen elektrischen Lampe von 60 Kerzenstärke. Der Beamte war beauftragt, wenn das bewusste Telegramm erscheinen sollte, sich beim Aufgeber um die Schreibweise eines Wortes zu erkundigen. Dabei musste der Aufgeber sich zum Schalter bücken, und damit hatte er die richtige Stellung für mein Spiegelarrangement. Im zweiten, scharf beleuchteten Spiegel hatte ich nun sein Bild klar vor mir. Ich drückte los. Habe ich Ihnen schon mitgeteilt, dass ich eine ganz ausgezeichnete Handkamera von einer wirklich empfehlenswerten Firma – ach ja, Sie wissen schon!

Heute in den Morgenstunden habe ich im Atelier *Naja* entwickelt und kopiert. Letzteres geht bei der gesegneten venezianischen Sonne besonders rasch und leicht. Hier habe ich die Fotografien. Wollen Sie sie gefälligst betrachten. Die beiden Ersten sind vielleicht weniger interessant. Sie zeigen uns die Handschriften des ersten Telegramms und des zweiten. Die Schriften sind identisch. Die Bilder sind, wie ich zugebe, nicht von Belang. Denn

für den Notfall können ja die Originale selbst beschafft und vorgelegt werden. Wertvoller scheint mir das dritte Bild. Es zeigt uns die Züge des Aufgebers. Finden Sie nicht, dass Sie ganz gut getroffen sind, Herr Reiner? Ihrer besonderen Beachtung empfehle ich, dass das Porträt gewissermaßen auch einen Rahmen hat. Der Rahmen des Schalters, in dem der Kopf erscheint, ist nämlich mit fotografiert und der Hintergrund auch. Wie Sie sehen, immerhin ein wertvolles Beweismittel.<

Reiner sah sich das Bild aufmerksam an, und ich hatte nun das Gefühl, dass ich ihn endlich untergekiegt hatte, obwohl er keine besondere Aufregung verriet. Seine Kaltblütigkeit war sogar eine bewunderungswürdige, als er mich mit der Frage verblüffte: ›Was soll die Geschichte kosten?<

›Sie wird ziemlich viel kosten, Herr Reiner<, erwiderte ich. ›Ich glaube übrigens, Ihnen schon eine Andeutung gemacht zu haben.<

›Ich erinnere mich nicht.<

›Nun Ihr Telegramm wird jedenfalls eines der teuersten sein, die jemals aufgegeben worden sind. Es wird Sie eine Million Lire kosten!<

Er fiel nicht vom Sessel und verzog nicht einmal die Miene. Er sagte nur ruhig: ›So viel verdiene ich bei dem ganzen Scherz nicht.<

›Sehen Sie, Herr Reiner, das ist mir nun ungeheuer gleichgültig. Sie werden eine Million und nicht eine Lira weniger bezahlen.<

›Was wird dafür geboten?<

›Hören Sie, Geschätzter, das ist doch der Gipfel der Unverschämtheit! Ich bin nicht da, um mit Ihnen zu verhandeln, sondern um Ihnen Bedingungen zu diktieren. Sie haben allerdings die Freiheit, solange Sie sich ihrer noch erfreuen, sie anzunehmen oder abzulehnen, aber das merken Sie sich – abgehandelt wird da nichts!<

›Ich muss doch wissen, ob damit wenigstens die Angelegenheit abgeschlossen ist, sonst hätte es ja gar keinen Zweck, mich von Ihnen brandschatzen zu lassen.<

›Wählen Sie Ihre Ausdrücke vorsichtiger, Herr Reiner, sonst kriegen Sie von mir noch einen Ehrenbeleidigungsprozess auf den Hals. Ich brandschatze nicht, ich lege Ihnen eine Buße auf. Wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie auf meinen Vorschlag nicht einzugehen. Es war nur so eine Idee von mir. Ein Mandat, mit Ihnen zu verhandeln, habe ich nicht. Ich tue es aus freien Stücken und aus gutem Herzen.‹

›Dann könnten Sie es schon billiger machen!‹

›Bedauere sehr – ich bin für feste Preise. Ich bin nicht abgeneigt, von Ihnen eine Million entgegenzunehmen und sie dem Direktorium abzuliefern. Ich kann nicht wissen, ob dieses geneigt sein wird, sie anzunehmen. Für diesen Fall – es wäre der ungünstigere für Sie – würden Sie den Betrag zurückerhalten. Dann würde eben das Gericht zu sprechen haben, und das, Herr Reiner, wäre für Sie der bürgerliche Tod.‹

›Was gedenken Sie mit der von mir erhaltenen Summe zu tun?‹

›Das habe ich schon gesagt. Ich werde sie dem Direktorium übergeben. Meine Idee dabei ist, dass dieser Betrag als Dispositionsfond zur Verfolgung und Aufhellung etwaiger ähnlicher zukünftiger Schwindeleien angelegt werde. Ich arbeite hier kostenlos, aber ich kann nicht dafür gutstehen, dass ich auch in Zukunft immer Lust haben werde, jedem Schwindler nachzulaufen. Andere Leute kosten aber Geld. Sie sehen, Herr Reiner, dass Sie da mit Ihrem Geld ein gutes Werk stiften werden.‹

›Werden Sie für Ihren Antrag beim Direktorium eintreten?‹

›Das will ich tun, eine Bürgschaft aber für seine Beschlüsse kann ich natürlich nicht übernehmen. Vorbedingung ist selbstverständlich, dass Ihre Firma aus der Kommission sofort austritt.‹

›Die Demission wird heute noch schriftlich erfolgen.‹

›Gut. Dann scheint mir die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, dass das Direktorium von einer gerichtlichen Verfolgung absehen wird. Nicht aus zarter Rücksicht für Sie, sondern im eigenen Interesse, um einem europäischen Skandal vorzubeugen, der ihm nichts nützen kann.‹

›Ich bin einverstanden. Sie werden aber begreifen, Herr Trostler, dass man eine Million nicht immer bereitliegen hat.‹

›Und Sie werden begreifen, Herr Reiner, dass ich hier nicht fortgehen werde, bevor ich sie habe. Ihre Firma ist gut akkreditiert. Ich nehme auch einen Wechsel.‹

›Auch das hat seine Schwierigkeit, einen solchen Betrag auf einmal flüssig zu machen. Sind Sie damit einverstanden, dass ich Ihnen zehn Akzepte mit der Fälligkeit am Ersten der nachfolgenden zehn Monate ausstelle?‹

›Ich habe nichts dagegen.‹

Er füllte zehn Blankette aus und übergab sie mir.

›Ich glaube, wir sind fertig‹, sagte er.

›Nicht ganz. Ich laufe nicht in Italien herum, mit einer Million in der Tasche.‹

Ich erbat ein starkes Leinwandkuvert, siegelte und schrieb die Adresse, meine Adresse. Als er die Adresse las, da gingen ihm die Augen auf.

›Dagobert Trostler‹, rief er erstaunt. ›Sie sind Herr Dagobert? Ja, dann allerdings wird mir manches klar!‹

Ich dankte für das Kompliment und bat, dass er den Diener hereinläute. Diesem übergab ich den Brief zur Aufgabe und fünf Minuten später hatte ich den Aufgabeschein in Händen.

›Sind wir jetzt fertig, Herr Dagobert?‹, fragte er.

›Noch immer nicht ganz, Herr Reiner. Unsere Unterredung hat Sie angestrengt. Sie bedürfen der Erholung. Sie werden jetzt ein erfrischendes Bad am Lido nehmen. Das wird Ihnen guttun.‹

›Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Dagobert, ich habe aber wirklich keine Zeit und bin auch nicht in der Stimmung, Vergnügungen nachzugehen.‹

›Ich bedaure unendlich, auf meiner Bitte beharren zu müssen. Da Sie mich zwingen, muss ich es sagen, dass ich Sie jetzt unmöglich auch nur auf einen Augenblick allein lassen kann. Noch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass der Abgang des Briefes telefonisch oder durch einen Boten verhindert wird. Ich weiß

und bin im Tiefsten überzeugt, dass mein Misstrauen ein gänzlich unbegründetes ist, aber man ist nicht jeden Tag in der Lage, sich für eine Million verantwortlich zu fühlen.«

Er nahm Hut und Stock. Wir bestiegen den Vaporetto zum Lido. Dort nehme ich, wie es sich für einen so illustren Gast gebührt, trotz des kurzen Weges eine Equipage. Er hatte keine rechte Lust, ins Wasser zu gehen, aber ich zwang ihn. Ich war dabei, wie er sich auskleidete und wie die Meereswogen die fragwürdige Pracht seiner Glieder umspielten. Nach und nach schien er doch auf den Geschmack zu kommen. Als ich ihn weit draußen sah unter den Hunderten von Badegästen, fühlte ich mich beruhigt.

Darauf verduftete ich schleunig und spurlos und erreichte eben noch meinen Zug. Der Brief traf pünktlich ein. Hier, lieber Grumbach, hast du die zehn Akzente, und nun mag das Direktorium beschließen, was es für gut hält.«

Frau Violet schlug nur die Hände über dem Kopf zusammen.

ENDE